

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Zum Jubiläum der Lübecker Schiffergesellschaft. „Allen zu gefallen ist unmöglich!“ so lautet die Inschrift am Beischlage des alten Amtshauses der Schiffergesellschaft zu Lübeck, die am zweiten Weihnachtstage auf ein ehrenvolles Bestehen

durch fünf Jahrhunderte zurückschauen konnte. Doch war's nicht praktische Weltweisheit allein, zu der die Gründer sich bekamen. Unter dem ersten Stock der, in einem schlanken Dreppengiebel auslaufenden Fassade heißt es nämlich ferner: „Du bist der Mann, Herr Jesu Christ, Dem Wind und Meer gehorsam ist. Drum halt in Gnaden Deine Hand Auch über unserm Schifferstand. Vor Sturm, vor Räuber, vor Gefahr, Herr, unsre Seefahrt stets bewahr.“ — „Daß die Gesellschaft und Gemein Der Schifffahrt Dir empfohlen sein. Sieh Friede, Freud und Einigkeit, Bewahr dies Haus vor allem Leid. Dein Segen sich bei uns vermehr, Dir sei, o Gott, allein die Ehr!“ — Diese beiden Verse umgeben ein mit schwelenden Segeln dahinfahrendes Schiff unter der Jahreszahl 1535. Die Gesellschaft der „Kaufleute, Schiffsherrn und Schiffsleute“ bestand jedoch schon

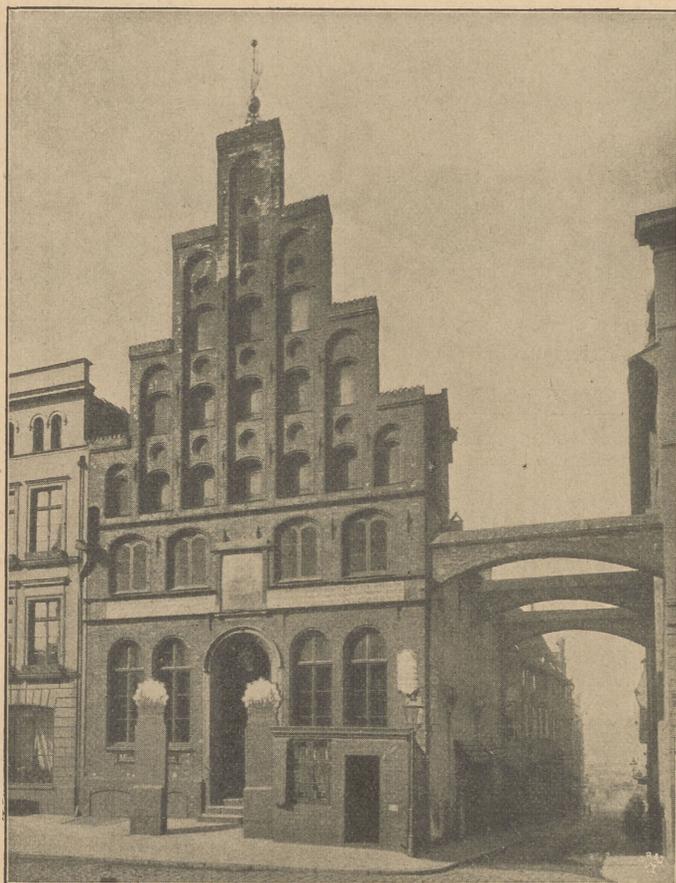
135 Jahre, ehe sie sich ihr eigenes Haus erbaute. Zuerst scheint die Schiffer-Gesellschaft vorwiegend kirchliche Zwecke im Auge gehabt zu haben. Nach der Chronik vereinigte sich die Bruderschaft der Seefahrer zur Ehre Gottes und um Hilfe und Trost für die

Lebenden und Toten zu ersehen durch die Fürsprache der Jungfrau Maria und des St. Nikolaus, ihres Schutzpatrons. Zunächst wurde eine ewige Messe gestiftet in der Kapelle des Burgklosters, dann in der Jakobikirche, und erst in der Reformations-

zeit (1535) errichtete man das Amtshaus. Die kirchlichen Bestrebungen traten nun mehr zurück. Man betätigte sich in werthätiger Nächstenliebe und sorgte getreulich für die Standesgenossen. Notleidende Schiffer fanden stets Hilfe, und für Schifferwitwen wurde bald ein Haus gebaut, das noch heute demselben Zwecke dient. Das Gesellschaftshaus wurde der würdige Mittelpunkt der Zusammenkünfte und Versammlungen. Nach Urväter Weise gediegen ausgestattet, ist es noch jetzt, wenig verändert, in seiner Eigenart erhalten. Die weite Diele, die durch hohe Rundbogenfenster ihr Licht erhält, schmückt prächtig geschnitztes Gesimse. Die verschiedenen Korporationen der Schiffsleute hatten jede ihre eigene Bank. Die der Ostseefahrer ziert das Wappen der Stadt Riga (siehe unsere Innenansicht), zwei gekreuzte Schlüssel mit



Das Schifferhaus in Lübeck (Innenansicht) zum 500jährigen Bestehen der Schiffergesellschaft.



Außenansicht des Schifferhauses in Lübeck.

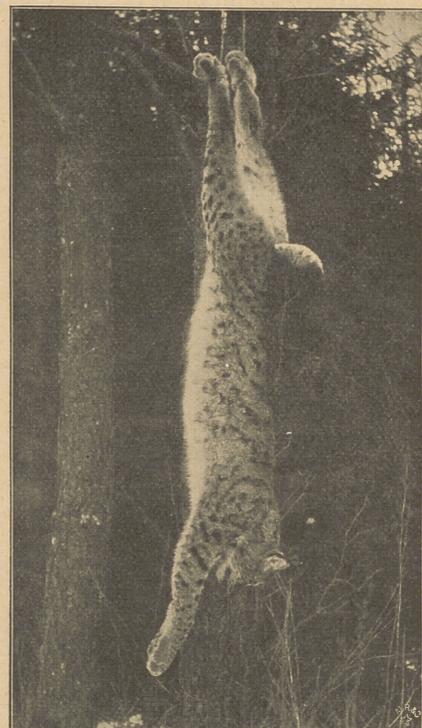
dem Ordenskrenz. Die Sitze der Bergensfahrer haben einen halben Adler und einen gekrönten Stockfisch, während die Nord- und Westseefahrer zwei kreuzweise gelegte Bootshaken zum Kennzeichen wählten. Von der buntbemalten Holzdecke hängen messingene Kronleuchter und altertümliche Laternen herab sodann zahlreiche Schiffsmodelle, unter diesen das des letzten, 1566 erbauten Lübeckischen Admiralschiffes „Adler“ (siehe unsere Innenansicht). An den Seitenwänden befinden sich fast verdunkelte biblische Bilder, die jedoch wenig Wert haben. An der Westseite der Halle wurde ein erhöhter Sitz für die Aelterleute errichtet. Von diesem und einem ähnlichen in der Fenster-

Aelterleute schlichteten die Streitigkeiten zwischen Schiffer und Mannschaften und übten unentwegt die beschränkte Gerichtsbarkeit aus. Die Verordnungen lassen erkennen, wie sie Recht und Ordnung handhabten. Die älteste derselben aus dem Jahre 1580 lautet wie folgt: „De dieses Huses gerechtigkeit nich will dohn ahne finen — Den schall man up disse tael schriwen. Unde schall dor so lange upstahn Det he dieses Huses gerechtigkeit heft gedahn. Beer tappen schall man ehm hir nicht, So lange dat he sine sate heft matet schlicht.“ Seit Jahrzehnten schmückt das alte Schifferhaus auch ein schönes, stets lorbeerumkränztz Bildnis und eine lebensgroße Büste des

nische an der Straßenseite über- sieht man den eigenartigen und doch so traulichen Raum mit allen seinen Einzelheiten. Becken, Kessel und Trinkgeschir in getriebener Arbeit schmücken ihn. Von dem reichen Silberschatz ist jedoch wenig erhalten. Auch er wurde ein Opfer der Franzosenzeit. Seit 1868 wird in dem Hause der Schiffergesellschaft eine Restauration betrieben. Bis dahin war das Lokal nur den Besitzern und ihren geladenen Gästen zugänglich. Großen Ruf hatten die üppigen Schiffermahlzeiten, bei denen bis in späte Zeiten die alten Bräuche aufrecht erhalten wurden. Die Bruderschaft erhielt früh wichtige Gerechtkame. Sie war Einigungssamt und Schiedsgericht. Die

Fürsten Bismarck, des ersten unbergeklärten Kanzlers des neuen deutschen Reichs, das auch der alten ruhmreichen Hansestadt wieder neues Aufblühen und Ansehen gebracht hat. Nach wie vor aber halten die Lübecker Schiffer fest und treu an dem Erprobten, sie, die nun schon ein halbes Jahrtausend hindurch trotz Sturm und Wetter schiffen. Möge ihre ehrenvolle Gemeinschaft weiter blühen und gedeihen, nach dem guten Spruch: „Am guten Alten In treuen halten, Am kräftigen Neuen Sich stärken und freuen!“

Eine Luchs Jagd in Ostpreußen. Ein seltenes Wild ist unlängst in den ostpreussischen Wäldern erlegt worden, nämlich ein großer Luchs, dessen Anwesenheit in dem Revier der Oberförsterei Schorellen bei Willfallen schon seit längerer Zeit an den Spuren und zahlreichen Beutereften erkannt worden war. Eine größere Jagdgesellschaft von Forstbeamten mit 50 Treibern war 3 Tage lang dem gefährlichen, unstät umher-schweifenden Räuber auf der Fährte, und es



Eine Luchs Jagd in Ostpreußen: Die Jäger mit dem erlegten Wilde. Nach Aufnahmen von G. Steinwendter, Tilsit.

gelang ihr endlich, mit 8 Schüssen dem zähen Leben des Raubtiers ein Ende zu machen. Es war ein selten großes Exemplar vom 1 m Länge, wie uns mitgeteilt wird. Das Erscheinen des wilden Gastes in den ostpreussischen Forsten ist übrigens nicht gerade sehr verwunderlich. In den russischen Wäldern haufen noch zahlreiche Ueberbleibsel dieses einst in ganz Europa stark verbreiteten Raubtieres,



Zur Renobierung des Kgl. Schlosses in Dresden: Die neue Fassade am Georgenthor.

beretts Bedacht genommen auf die zukünftige bauliche Ausgestaltung des Schloßplatzes, wo der Georgenthorbau zusammen mit der hochragenden Hofkirche und dem noch im Bau befindlichen Ständehaus eine möglicht einheitliche architek-

tonische Wirkung erzielen und sich doch kräftig als Schloßteil kennzeichnen soll. Ferner bringen wir noch ein Bild von einer mit dem Schloßbau zusammenhängenden Anlage, die auf architektonischem und technischem Gebiete einzig in der ganzen Welt dasteht. Es ist dies das neue Fernheizwerk zu Dresden. Dasselbe versorgt das Schloß, das Opernhaus und das neue Polizeipräsidialgebäude mit Wärme. Die gemauerten Kanäle, in denen die Wärme fortgeleitet wird, ziehen sich über den Augustusplatz unter den Straßen hin und liegen teilweise im Hochwassergebiet. Einzig dastehend ist wohl auch der vortrefflich gelungene Versuch, die hohe Esse als Turm auszubilden, um eine ästhetische Wirkung zu erzielen.



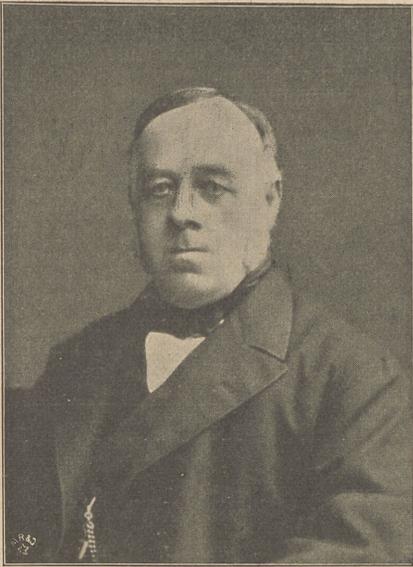
Die Fernheizanlage für das Schloß, Opernhaus und Polizeipräsidium in Dresden.

und da der Luchs ein völlig unsätes Tier ist, das keinen festen Standort hat, so ist er schwer auszurotten und vermag auf seinen weiten nächtlichen Wanderungen leicht einmal nach Deutschland hinüberzuwechseln. Ja, ist doch sogar vor gar nicht langer Zeit selbst mitten im Herzen Deutschlands, im Harz, ein Luchs erlegt worden, der es also fertig gebracht hat, von seiner russischen Heimat aus durch das von Eisenbahnrouuten und verkehrreichen Chausseen durchzogene, dichtbevölkerte deutsche Flachland in nächtlichen Märschen allmählich seinen Weg bis in die Waldgründe des Harzes zu finden, wo ihn erst das Blei des Jägers erteilte.

Zum Umbau des Königl. Schlosses in Dresden. Wir zeigen unseren Lesern eine Ansicht des königlichen Schlosses in Dresden nach seiner soeben vollendeten Renobierung und zwar die Fassade am Georgenthor. Es ist dabei die ursprüngliche Anlage festgehalten worden, doch haben die Architekten in der Formgebung bei dem Umbau



Der Eispostverkehr auf dem Wattenmeer zwischen Scherbeck und der nordfleswigschen Insel Röm. Aufn. v. D. Webler, Hamburg-Gilbed.



Der Goetheforscher Prof. G. Dünker †.
Aufnahme von K. Westendorp, Köln a. Rh.

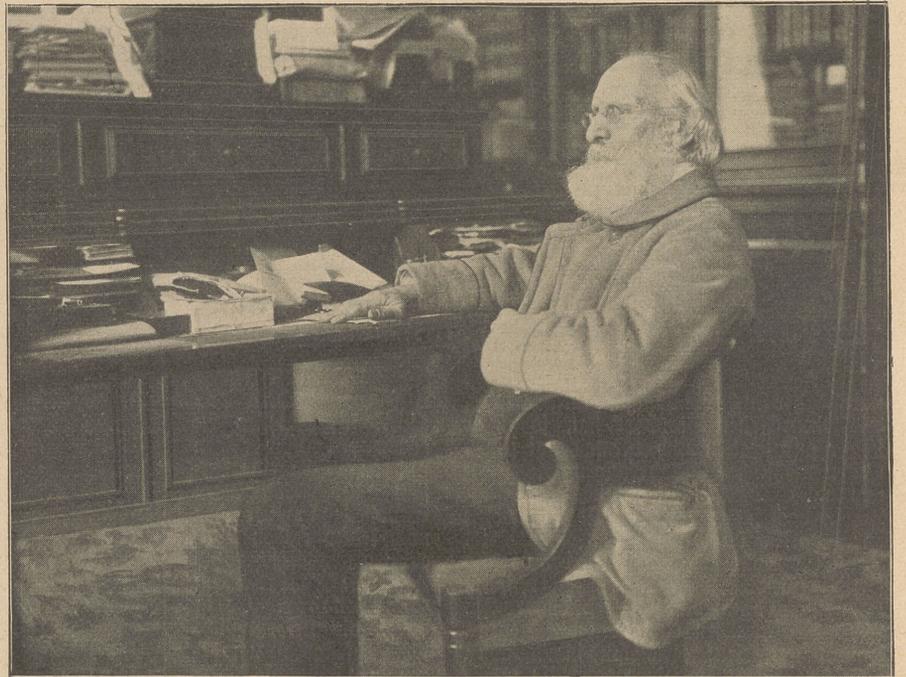
Die Eispost zwischen Scherrebek und der Insel Röm. Sobald im Winter ein andauernder starker Frost, wie es beispielsweise während der Monate Januar und Februar d. J. der Fall ist, einsetzt, erwächst für die Bewohner der schleswig-holsteinischen Westküste einerseits sowie für die Angehörigen der nordfriesischen Inseln andererseits die Notwendigkeit, den Verkehr, der bekanntlich im Sommer auf dem feichten Wattenmeer nur bei Hochwasser stattfindet, auch während dieser Zeit nach Möglichkeit und unter kundiger Führung mittelst Schlitten der sog. „Eispost“ aufrecht zu erhalten. Der Transport findet alsdann stets beim niedrigsten Wasserstande (Ebbe) gleichzeitig vom Festlande und von der Ostküste Röms, der nördlichsten Insel Deutschlands, aus statt, wobei dann schließlich mitten auf dem Wattenmeer — gute Ferngläser und Nebelhörner gewährleistend unter guter Führung stets ziemlich sicheres Treffen — der beiderseitige Austausch der Postsachen und sonstigen Güter vorgenommen und darauf der Rückweg an-

getreten wird. Eine getreue Darstellung dieses Betriebes veranschaulicht uns die auf Seite 3 stehende photographische Aufnahme wobei der Austausch in der Höhe des sog. „Römer Leg“ zwischen grotesken Eisblöcken, garnicht weit von der dänischen Grenze entfernt, stattfindet. Links am äußersten Ende des Bildes gewahren wir den Römer Führer Postschiffer Ingeffen, dem das Wattenmeer mit seinen vielen Sandbänken, aber auch stellenweis vorhandenen Untiefen, so bekannt wie seine Tasche ist; in der Mitte links befindet sich der Begründer des Nordseebades Ratolf auf Röm, Herr Pastor J. Jacobsen aus Scherrebek mit seiner Tochter, welche Letztere sich in Gemeinschaft mit Herrn Laßen von der Badeleitung, dem Postmeister Haenisch und dem französischen Maler Thibaut aus Paris der Expedition angeschlossen hatten.

Prof. G. Dünker †. In Köln ist

im hohen Alter von 88 Jahren der namentlich durch seine Goethekommentare bekannte Literaturhistoriker Heinrich Dünker gestorben. Nachdem er bis Mitte der fünfziger Jahre seine gelehrte Arbeit ganz besonders auf Homer konzentriert hatte, gab er von 1855 an „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“ heraus, die in ihren nahezu 80 Hefen in zahlreichen Auflagen verbreitet sind und eine ungewöhnliche Fülle von vergleichender Gelehrsamkeit und literaturgeschichtlicher Belesenheit enthalten. Dünkers unbefristetes Verdienst ist es, daß er durch seine kommentierten Ausgaben von Goethes Werken und seine populären Erläuterungen der gesamten klassischen Literatur unendlich viel, namentlich in den Kreisen der lernenden und studierenden Jugend, zum Verständnis unserer nationalen großen Dichter beigetragen hat.

Die französischen Gewinner des



Frédéric Passy.



Sully Prudhomme Gaston Voisier, Sekretär Graf d'Haussonville, Vorsitzender
der Akademie der Wissenschaften, Prudhomme die Glückwünsche der Akademie überbringend.
Die Gewinner des Nobelpreises in Frankreich. Aufnahmen von Zuber & Cie, Paris.

Nobelpreise. Zur Ergänzung unserer früheren Darstellungen bringen wir heute noch die beiden französischen Gewinner des Nobelpreises. Sully-Prudhomme, dem der Literaturpreis zufiel, genießt schon seit langem den Ruf als einer der hervorragendsten französischen Lyriker. Was den Friedenspreis betrifft, so ist dieser, wie bekannt, geteilt worden. Die eine Hälfte erhielt der greise Henri Dunant, der die segensreiche Institution des Roten Kreuzes angeregt hat. Sein Bild haben wir bereits in Nr. 7 des Daheim gebracht. Die andere Hälfte erhielt der als Vorkämpfer der Friedensbewegung in Frankreich bekannte Sprachgelehrte Frédéric Passy in Auteuil, gleichfalls Mitglied der Akademie der Wissenschaften.



Oberbürgermeister Dr. Adickes.

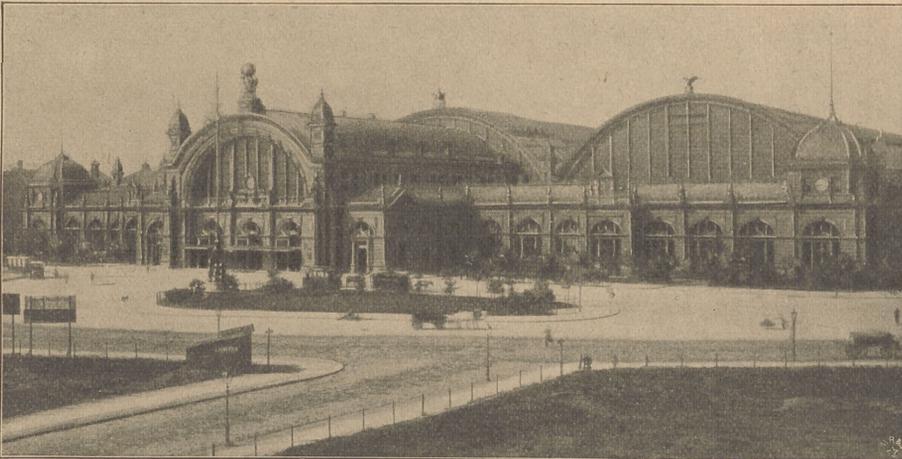
Bürgermeister Dr. Barrentrapp.

Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

Allerlei von der Stadt Frankfurt.
In Fortsetzung unserer Reihe von Bildern

ganzen Anzahl bereits dort vorhandener wissenschaftlicher Institute an, auf deren Be-

Mächte, der wirtschaftlichen Bedürfnisse, und auch hier soll das Institut fördernd wirken. In einer Zeit, wo die sozialen Gegensätze sich scharf entwickeln, sei es nötig, die gesellschaftlichen Zusammenhänge sicher im Großen und Ganzen zu überschauen, um einerseits utopistische Vorstellungen von zukünftigem, unmöglichem Menschenglück, und um andererseits in wissenschaftlich-strenger Arbeit den Tatbestand zu erkennen und das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden. Es stehe zu hoffen, daß das Studium der sozialen Verhältnisse, vor Allem der Arbeiterfragen, in denen noch so viel Unklarheit herrsche, von großem Nutzen nach verschiedenen Seiten sein werde. Bemerkenswert waren in der programmatischen Eröffnungsrede des



Der Hauptbahnhof.

aus deutschen Großstädten bringen wir heute allerlei Ansichten aus Frankfurt a. M., wo vor kurzem die neue Handelshochschule eröffnet worden ist, ein denkwürdiger Tag in der Entwicklung der alten Kaiserstadt und hochansehnlichen Handelsempor, die, mit der neuzeitlichen Entwicklung fortschreitend, es verstanden hat, ihren alten Ruf und Glanz zu erhalten. Von großem Verdienst um diese Entwicklung in neuester Zeit ist die Wirksamkeit des bekannten Oberbürgermeisters der Stadt Dr. Adickes, den wir neben seinem nicht minder thatkräftigen und umsichtigen Mitarbeiter, dem Bürgermeister Dr. Barrentrapp, im Bilde zeigen. Es ist ein rühmliches Zeichen für den in Frankfurt herrschenden Geist, daß man dort nicht bloß bestrebt ist, Handel und Wandel auf der Höhe zu halten, sondern auch der Wissenschaft Pflanzstätten zu bereiten, ja gerade der Wissenschaft einen erzieherischen, hebenden Einfluß auf das kaufmännische Gewerbe zu verschaffen. Aus diesem Geist heraus ist die neue Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt entstanden, deren Haus wir nebenstehend zeigen. Sie reiht sich einer

stehen Oberbürgermeister Dr. Adickes am Tage der Eröffnung der neuen Hochschule mit berechtigtem Stolz hinweisen konnte. Die Handelsakademie will nach seinen eigenen Erklärungen eine Hochschule für den Kaufmann und Gewerbetreibenden werden, denen sie Alles übermitteln soll, was die Wissenschaft für den kaufmännischen Beruf zu bieten vermag. Dazu kommt die Unterweisung in allgemeiner Bildung, in Nationalökonomie und Staatswissenschaften. Der Kaufmannsstand müsse, um der modernen Entwicklung gerecht zu werden, neue Bahnen beschreiten und da werde die Akademie segensreich wirken. Durch sie soll ferner für Gelehrten- und Beamtenkreise eine ergänzende kaufmännische Bildung geschaffen werden. Oft fehlt die Kenntnis der realen



Die neubegründete Handelshochschule.

Von der Stadt Frankfurt a. M.

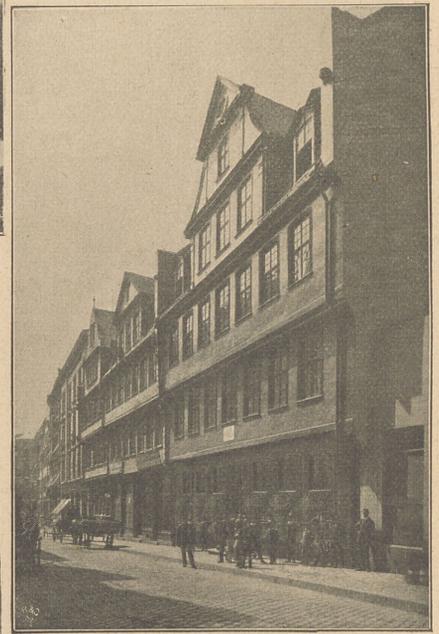


Die Börse.

Leiters der neuen Hochschule, des Rektors Prof. Morf, die Äußerungen über das Studium der neueren Sprachen, die sein eigentliches Spezialgebiet bilden. Hier hätten sich leider Wissenschaft und Praxis noch nicht zusammengefunden. Aber diese Verständigung müsse kommen; hoffentlich werde die neue Anstalt dazu beitragen. Die Furcht vor orthographischen Fehlern beherrsche noch den Unterricht, man vernachlässige bisher die Lautlehre; der Laut sei aber Fleisch und Blut der Sprache. Neben der sprachlichen Unterweisung dürfe auch die literarische Unterweisung nicht fehlen, die ideengeschichtliche, und auch hier solle der Entwicklungsstandpunkt maßgebend sein. — Neben zwei weiteren für den Verkehr und des Handelsleben in Frankfurt charakteristischen Bildern bringen wir schließlich auch Ansichten vom Goethe-Hause, denn zu allem Anderen hat die alte Reichsstadt ja auch noch den Ruhm, der deutschen Nation ihren größten Dichter ge-

schenkt zu haben. Das Goethe-Haus ist eine Stätte pietätvoller Verehrung für den großen Genius, für deren immer wertvollere Ausgestaltung eine besondere Kommission jahresweise, jahrein thätig ist. Wie wir ihrem letzten Jahresbericht entnehmen, ist zur Zeit im Goethe-Haus die Einrichtung der einzelnen Räume zu einem gewissen Abschluß gelangt, die des Musikzimmers ist indessen vorläufig noch nicht durchführbar. Die Kommission war auch bestrebt, noch fehlende Einzelheiten zu ergänzen. So wurde in der Küche der Frau Rath Gerät und Geschirr durch Ankäufe und Schenkungen vervollständigt; für das Speisezimmer wurde

Goethe-Museum wurden die noch fehlenden älteren Goethe-Medaillen durch eine hochherzige Schenkung erworben; auf dem Wege des Vermächtnisses gelangte der handschriftliche Nachlaß von Goethes Lili — es sind dies Briefe Lilis und ihres Gatten an ihren Bruder, Familienpapiere u. a. —, in den Besitz des Museums, ferner durch Schenkungen eine ganze Reihe von Originalillustrationen nebst den dazu gehörigen Bei-



Goethe-Haus.

stiftungen zu Goethes Gedichten, Faust, Götz, die von den besten Künstlern, die des Dichters Zeitgenossen waren, herrühren, insbesondere von Chodowiecki, Lips und Heinrich Hamberg. Neben dem Goethe-Hause und Goethe-Museum erfreut sich jetzt auch das „Willemerhäuschen“ der Fürsorge



Der Brunnen im Hofe des Goethe-Hauses, an dem die Königin Luise mit ihrer Schwester als Kind spielte.



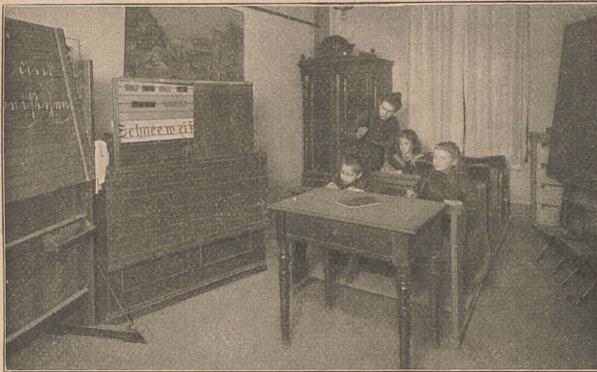
Inneres des Goethe-Museums neben dem Goethe-Hause.

die Herstellung des Tisches begonnen, in dem kleinen Bücherbrett des jungen Goethe ist jetzt wieder seine Handbibliothek vorhanden und im Mansardenzimmer sind die lebensgroßen Silhouetten Lottes und der Gebrüder Stolberg wieder an ihrem alten Platze, neben der Thür und über dem Schreibtisch Goethes, angebracht worden. Für das

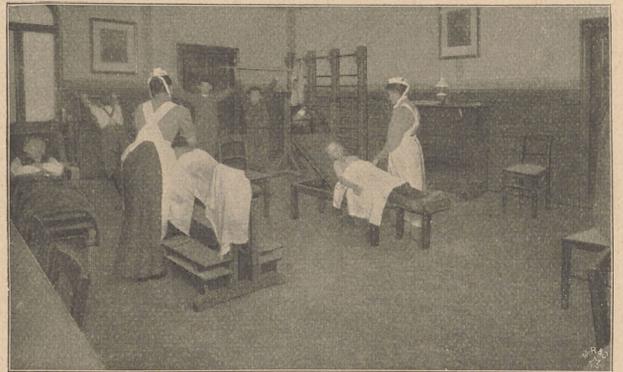
der Kommission. Dieses Häuschen am Hühnerwege, worin der greise Dichter mit seinen Freunden und Marianne Willmer frohe Stunden verlebte, wurde im vergangenen Jahre von der Stadt Frankfurt zum Zwecke der Erhaltung angekauft und baulich wieder hergestellt, während das Hochstift die innere Wiedereinrichtung übernahm. Diese ist nun im engsten Anschluß an die Überlieferungen, ganz in der schlichten Weise, wie sie damals war, durchgeführt worden. Insbesondere konnte eine Anzahl alter Einrichtungsstücke aus Willemerischem Besitz verwendet werden. Zur Ergänzung wurden passende Frankfurter Möbel aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts erworben. Die Stühle wurden nach einem alten Modell nachgearbeitet.

Wie schnell ist manches Leid verweht,
Daß man sich kaum besann!

Empfindlichkeit ist ein Magnet,
Zieht alle Kränkung an!



Schreibunterricht im Trüperschen Erziehungsheim.



In orthopädischer Behandlung.

Trüpers Erziehungsheim und Kinderanatorium.

(Mit vier Abbildungen.)

Eines der traurigsten Kapitel aus der Geschichte menschlicher Leiden ist wohl das von der geistigen „Minderwertigkeit“ — wie der Fachausdruck lautet — hysterisch veranlagter Kinder. Zumeist wohl tragen sie die schwere Bürde erbter Krankheit. Oft aber ist nicht nachweisbar, woher die hypernervöse Veranlagung stammt, in welcher die Schlummerformen aller Arten von Geisteskrankheiten enthalten sind, wenn nicht rechtzeitig vorgebeugt wird.

Alle Sinnen- und Seelenthätigkeiten sind auf genaue Stellen im Gehirn lokalisiert. Die Hirnrinde empfängt von außen die Impulse, von ihr aus werden die zentralen Teile des Gehirns bald in Tätigkeit gesetzt — bald wieder gehemmt. Bei gefunden, normal veranlagten Menschen kompensieren sich diese beiden Kräfte und werden durch das logische Denken dirigiert. Natürlich sind auch hier Temperamente und Denkmethode verschieden, sie passen sich aber der realen Welt und der Lebensgemeinschaft mit anderen Individuen an.

Bei hysterischen Kindern aber zeigt sich bald „Überempfindlichkeit“ (Hyperensibilität) — welche sich zur Haltlosigkeit bei den geringsten Gemütsbewegungen steigert — oft schon bei solchen, die einzig aus Einbildungen hervorgehen. Solche Kinder werden durch die beständigen Aufregungen zumeist auch in ihrer körperlichen Entwicklung schwer geschädigt. Bleiben sie in der Familie, besuchen sie gar eine Schule, in der sie, den Anforderungen nicht gewachsen, häufigem Tadel, Beschämungen, offenem Spott ausgesetzt sind, so steigert sich die kranke Anlage bald zu schwersten Leidensformen.

Körperlich gesunder sind ja die „Unterempfindlichen“. Aber im gewöhnlichen Laufe der Dinge bleiben sie gänzlich in der Entwicklung zurück; sie werden, in den schwereren Formen, was der Late „blödsinnig“ nennt.

Wer hätte nicht schon irgendwo das Martyrium solchen Familienlebens beobachtet! Ein

Kindchen, bei der Geburt mit Wonne begrüßt — oft schon in den ersten Entwicklungen befremdend zurückbleibend — später ein Gegenstand schmerzlichster Angst, für die Geschwister geradezu eine Gefährdung durch das Abnorme des Anblicks und Benehmens.

Solche Kinder gehören in eine Anstalt! Jede Möglichkeit einer Besserung und einer geistigen Entwicklung ist nur im Rahmen einer dieser, von modernsten nervenärztlichen und pädagogischen Erkenntnissen beeinflussten, erziehenden Sanatorien möglich. Solcher Sanatorien gibt es eine Anzahl: in Wien, Leipzig, Dresden — aber es sind ihrer viel zu wenig, und die großartigen, vom edelsten, humansten Sinn geleiteten v. Bodenschwingischen Anstalten in Bielefeld würden sich doch für viele Familien nicht eignen, welche den geschlossenen Charakter des Privatinstituts vorziehen möchten.

Ein solches Institut — von englischen und amerikanischen Gelehrten als vorbildlich bezeichnet — ist das erziehende Sanatorium des Direktors Trüper auf der Sophienhöhe bei Jena.

Die reizende Lage Jenas ist bekannt. Die Saale windet sich durch eines der lieblichsten und romantischsten Thäler. Auf beiden Ufern ragen sanfte Berge auf, kahl die einen, andere mit Laub- und Nadelwald bestanden. Dicht am Walde, mit freiem Blick über die Stadt und einen großen Umkreis, in einem großartigen, garten-künstlerisch gepflegten Waldpark, liegen die weitgestreckten Anstaltsgebäude, der Luft, dem Lichte weit geöffnet, durch zahlreiche Veranden und Balkone sozusagen der Natur erschlossen.

Denn Natur, Gottvertrauen und Vaterlandsiebe, als die natürlichen Kräfte, welche am selbstverständlichsten aufzufassen und am meisten stützend für das Leben sind, bilden die Leitmotive der Erziehung. Alle sonstige Lehre ist hier streng individualisiert. Die einen sollen — natürlich gelingt das nur in selteneren, leichteren Fällen — der normalen Schule zurückgewonnen werden. Die Mehrzahl — Knaben und Mädchen gemeinsam — werden in kleineren Klassen von akademisch

und seminaristisch gebildeten Lehrern mit liebevollsten Mähen unterrichtet. Sie sollen körperlich gekräftigt und so weit erzogen werden, um in der Familie leben, in landwirtschaftlichen oder technischen Berufen thätig sein zu können. Einer beschränkten Anzahl von Kindern — für die jetzt noch ein eigenes Haus gebaut wird — muß man sich begnügen, die allgemeinsten Moralbegriffe beizubringen und sie vor Schädigungen zu hüten. Ganz schwere Formen der Entwicklungsunfähigkeit oder hochgradig epileptische Anlage schließen von der Aufnahme aus. Ein großes Erzieher- und Pflegepersonal ist neben und mit der Familie des vielerfahrenen, gütigen Direktors thätig. Hier ist in Wahrheit ein Familienleben, und hübsche, frische Kinder, bis hinauf in die Jünglingsjahre, erblickte ich hier fröhlich und thätig, blühend und glücklich. Die Einrichtungen des Hauses, Speisesäle, Schlaf-, Bades-, Heizeinrichtungen, Gymnastiksaal und Werkstätten sind alle auf dem größten Fuß eingerichtet.

Die „Trüperschen“, wie sie in Jena heißen, haben ihre Welt für sich. Aber sie werden nicht eingeklostert! Man sieht sie Sommers im Schwimmbad; sie tummeln sich Winters auf der Eisbahn, besuchen gelegentlich Theater oder Konzerte; manche sind schon allein in die Ferien gereist, bis an den Rhein, ja bis nach England.

Else Franken-Jena.

Gemütlichkeit.

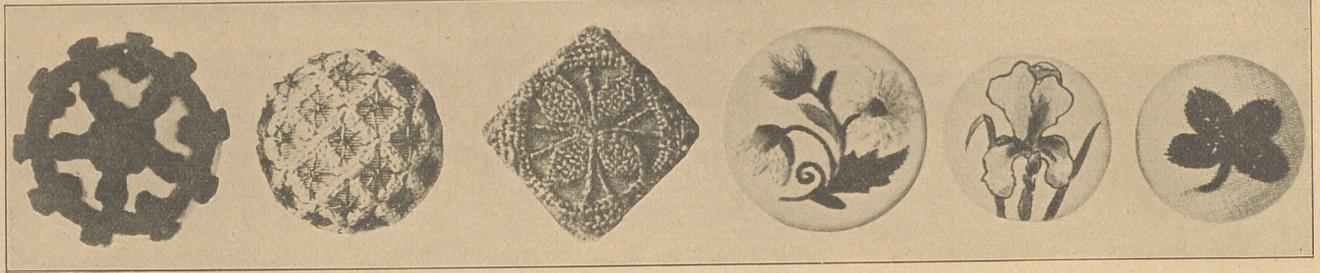
Man sagt, wenn die bösen, ärgerlichen Sachen im Leben recht dicht prasseln, ohne sich weiter etwas dabei zu denken: „Da hört doch alle Gemütlichkeit auf!“ Leider wird dies Wort in seiner innersten wörtlichen Bedeutung gar zu oft wahr. Große Verstimmungen, große Ärgerlichkeiten nehmen die Gemütlichkeit aus unserem Leben weg. Gemütlichkeit aber ist wie das trauliche Feuerprasseln des Winters, wie Vogelgezwir und Sonnenschein zur Sommerszeit. Ernst, öde, interesselos wird das Leben ohne sie, d. h. ohne die kleinen Interessen, die Interessen des Tages, der Stunde, die so wohlthätig sind, so notwendig zu unserem Vorwärtstommen. Gemütlichkeit,



Spieltunde im Garten des Erholungsheims.



Turnstunde der „Trüperschen“ Jungen.



Selbstgefertigte Kleiderknöpfe.

morin besteht sie doch? In Freundlichkeit könnte man kurz sagen. In Freundlichkeit unseres Heims, die mit Pracht so gar nichts zu thun hat, in Freundlichkeit der Gesichter, der Umgangformen, der Gedanken. Und daran eben lassen wir es so gern fehlen, wenn das Leben uns keine Enttäuschungen bringt. Dann rücken die Familienmitglieder nicht näher und enger zusammen in herzlichem Verstehen, wie es sein sollte, sondern die leidenden Herzen werden bitter, verschlossen und still. Schweigsamkeit reißt ein in der Familie; das ist ein böser Gast! Jeder einzelne vereinsamt, wo sie mit am Tische sitzt; jeder hat stille Angst vor dem anderen: Wie mag es in dir aussehen? Und oft ist gar nur einer der tief Verstimmte, der die anderen mit hineinzieht, ihre Natürlichkeit bannet und lähmt. Nie und nimmer sollte das Unglück diese Wirkung haben. Außergewöhnlich viele pekuniäre, geschäftliche Verdrüßlichkeiten liegen gerade jetzt wie dunkle Wolken über vielen Familien. Diese Art Kummernisse verführen die Menschen oft mehr als Seelennot, Seelen-sorgen. Das sollte ein energisches, kräftiges Aufstehen aber ein für allemal verhindern. Die Gemüthlichkeit soll nicht leiden, nicht aufhören, um keinen Preis! Nicht lange grüblerische Dämmerstunden! Nicht die Hände in den Schoß legen, weil's doch nicht lohnt! Nicht schlaff werden, nicht schweigsam, nicht verdröppelt am Kleinen! Ich zwingen zum freundlichen Wort, zum heiteren Scherz, zur Thätigkeit, sei sie noch so gering! Eins steckt das andere mit guter Laune an, ebenso leicht wie mit der Verdrüßlichkeit. Verdrüßliches Unglück stößt unsere Mitmenschen ab; tapfer, heiter, liebevoll getragen es zieht sie näher und näher zu uns heran. An eine über-wundene Leidenszeit soll man gern denken, nicht mit Grauen. Viel, viel später, wenn von denen, die mit uns trugen, einer oder mehrere schon längst ausruhen, mag es dann aus dem Munde der Zurückgebliebenen wohl sogar sehr süßlich heißen von solcher Leidenszeit: „Wie gut war es damals, wie gemüthlich, als wir noch alle beisammen waren!“

Unser Preisausschreiben.

Zum erstenmal ist es geschehen, daß ein Preisausschreiben des Frauenbundes keinen besonde- ren Wiederhall gefunden hat. Die Knopfs Idee hat wenig Begeisterung entzündet. War das Feld zu win- zig zur Bethätigung der Phantasie und Thatenlust unserer Leserinnen? Es scheint so. Wir bringen aus einer Versammlung von etwa 50 Knöpfen die besten, ohne uns entschließen zu können, diese nur bescheidenen, wenn auch netten Leistungen mit Preisen auszuzeichnen und Namen zu nennen. Die Einsenderinnen werden ein kleines Honorar direkt erhalten. Von den abgebildeten Knöpfen ist der erste (von rechts) in Häfelarbeit (schwarze Cordonnet- seide) über eine mit weißer Seide bezogene Form ausgeführt; der zweite zeigt ein weißes, feingehäfel- tes Gitternetz mit Goldspinnchen über blauweidenem Grund, Nr. 3 ein genähertes Sternmuster in zart-

grüner Seide über rosa Grund. Das Blümchen des vierten ist in farbigem Blattstich auf weiße Seide gestickt; das des fünften auf weißes Handschuhleder aquarelliert. Nr. 6 ist als Knopf für eine baftseidene Bluse gedacht, deren Passe mit grünen, gestickten Kleeblättern gleich ihm verziert ist.

Handarbeit.

Decken über einen Bauertisch aus cremefarbenem Taffastoff (Bezugsquelle Heinrich Dacht, Charlottenburg, Kantstr. 162) mit Frisgarn in Kreuzstich bestickt. Die starken Konturen schwarz mit fraise, gelb, grün und braun, nach Geschmack verteilt, ausgefüllt. Größe 60 cm im Quadrat.

Praktisches fürs Haus.

Fettflecke aus Zeug zu entfernen. Fettflecke kann man sehr gut aus Zeug heraus- plätten. Man muß zwischen zwei Schichten Löschpapier eine Lage Weizenmehl legen und hierauf das Zeug mit dem Fettfleck. Hierüber lege man abermals Löschpapier mit Mehl da- zwischen. Nun plätte man den Fleck mit recht heißem Eisen, und wenn er sehr große Rän- der setzt auf dem Löschpapier, so erneuere man dies und das Mehl, bis kein Fett mehr in dem Zeug zu sehen ist. Der Fleck wird ganz und gar weichen.

A. S. P.

Sehr oft will ein Nagel, den man in die Wand schlägt, nicht fest sitzen, es bröckelt fortgesetzt Kalk aus dem Loch; dies wird infolgedessen immer größer, und der Nagel wird nicht fest. Um dies zu verhin- dern, wickelt man um die Spitze des Nagels ein wenig Watte, die man mit Leim bestricht; wird dann der Nagel in die Wand geschlagen, sitzt er so fest wie gemauert.

S. S.

Ein Goldschmied gab mir den guten Rat, zum Abreiben und Putzen des Silbers nur hellen Velvet zu gebrauchen. Dieser hat vor dem Leder den Vorteil, daß er beim Wischen nicht hart wird, was bei dem Leder leicht vorkommt und wodurch das Silber

schrammig wird. — Man kann den Velvet gleich als fertige Poliertücher oder von der Elle kaufen.

S. S. Haarbürsten zu reinigen. Bei Be- handlung mit Feuchtigkeiten leiden meistens die guten Griffe und Rücken der Bürsten. Man kämme die Bürsten gründlich, reibe sie mit einem trockenen Tuche aus, streue sie dann voll Weizenmehl und reibe dieses tüchtig hinein. Nachdem das geschehen, klopfte man mit den Vorsten auf einen Tisch, damit das Mehl entfernt wird. Zuletzt reibe man die Vorsten nochmals mit einem reinen Tuche nach.

A. P.

Aus der Kinderstube.

Klein Willy ist ernst und eifrig bemüht Ein Buren-Loblied zu verfassen, Ich kann den Blick nicht von ihm lassen — Schwache Kraft, doch begeistert durchglüht, Mein süßer Junge, Gott Dich behüt'! —

Um die vergebliehen Kämpfe dort deuteten Zeißt Du redlich der Brüder Leid — Ob Dir auch das Verständnis noch weit, Warum sich ach, kein Rächer gefunden Dem Helbenvolk, blutend aus tausend Wunden? —

Und wie mein Kind tiefer sein Köpfchen jetzt neigt Auf den winzigen Globus, und so mit der Hand Warm zudeckt das ganze unglückliche Land — Ist mir's, als müßt dort das Schwert innehalten — Wie wenn Kinderhand über Sorgenfallen Seiner Mutter streicht! —

Singe, mein Kind, ja lobstinge! — Und ist es auch kindlich Stammeln nur, Ein Schrei ist's der gerechten Natur! O — daß es im Sturm sich aufschwinde, Die Welt in den Fugen durchdringe, Im Siegeslied dennoch ausklinge! —

Frau Emilius.

Für einen Wäschejhrant.

(In Beantwortung einer früheren Frage.)

Dein Leben und Dein Binnen soll rein, Dein Sinnen und Dein Spinnen soll fein, Dein Wirken und Weben soll kräftig sein! Dann glänzt Dein Haus, dann blüht Dein Schrein, Dann ziehet der Fried' und das Glück bei Dir ein. Charlotte Borré.

Für die Küche.

Will man den Reis recht schön kochen, so daß er richtig aufquillt, wasche und brühe man ihn des Abends vorher, lasse so viel Wasser darauf stehen, daß der Reis eben bedeckt ist. Den folgenden Tag benutze man das Reiskochwasser zum Kochen; auf diese Weise wird der Reis ausgezeichnet. S. S.

Frage.

25) In welche Pensionsklasse kann eine Schwester, die mehrere Jahre in einem Diakonissenhause Ausbildung in der Krankenpflege geübt hat, jetzt Privatpflege über- nommen und nun für ihren Lebensunter- halt selbst sorgen muß, sich am vorteil- haftersten einkaufen? A. P.

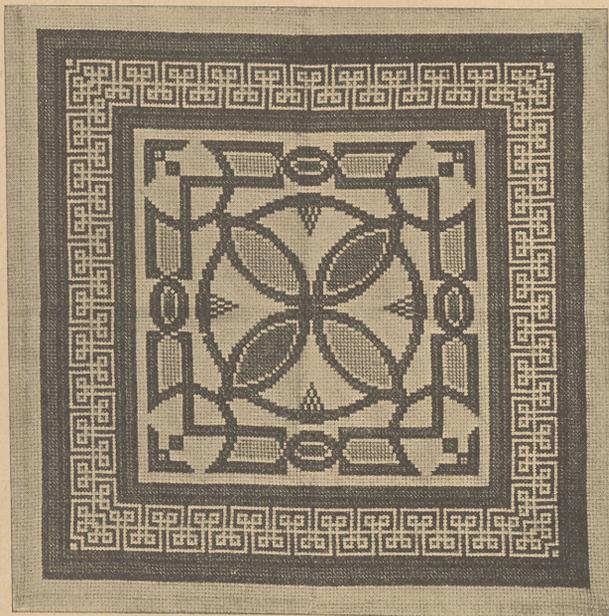
Auskunft.

Fr. 24. (A. A.) In Magde- burg kommen zwei Heime für Sie in Frage: Das „Christliche Hospiz“ in der Bahnhoffstr. 29, gehalten von der Stadt- mission, Pensionspreis 50 M. pro Monat, und das „Damenheim“ im Hause des Hausfrauenvereins, Neuer Weg. Letzteres ist ganz neu und soll sehr gut geführt sein. Wohnungen von drei Zimmern mit Küche und Kammer sind zum Preise von 500 bis 600 M. sehr gut erhältlich. Alles übrige ziemlich so teuer wie in Berlin. A. in A.

Redaktionspost.

S. P. in A. Das in Nr. 8 empfohlene Rechenkästchen ist mit ausführlicher Ge- brauchsanleitung „Der erste Rechenunter- richt“, 2. Aufl., 186 Seiten, für 2,50 M. von dem emer. Lehrer Ad. Langer, Landek i. Schlef., frei zu beziehen.

Kalkose Dochter. Auf Ihre Frage in der Redaktionspost von Nr. 11 ist ein Brief für Sie an uns gekommen. Teilen Sie uns Ihre Adresse mit, damit wir Ihnen denselben überbringen können.



Bauertischdecke.

Daheim



Es blasen die Trompeten.

Roman von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)



Steffingens Klinge war schon von Kriegsschule her bekannt und bei kleinen Leuten wie Dulein nich beliebt," sagte Rango lächelnd. „Er war aber auch 'n Mensch — wie 'n Riese — und haute alles von oben her. Immer gleich klatsch übern Deez. Ein Handjelenk — großartig. Schade um das Handjelenk. Und so 'was versauert nu hier in diesem trostlosen Felände.“

Sie kamen joeben aus dem Wald heraus, und das Bild, das sich ihnen bot, war recht wenig anheimelnd.

Nach Westen hin Torfbruch, nur Torfbruch — weite, unendliche, farblose oder grünliche Strecken — die Chaussee war noch im Bau begriffen, die Arbeitsstätten standen heute verlassen, — im Norden tauchte da und dort vor ihnen aus den lehmbräunen, matten Wellen des einförmigen Bodens ein Dorf, ein Gutshof, ein Vorwerk auf. Im Osten lief das ziemlich breite Gemeizflüßchen, dessen Ufer mit Weiden bestanden waren, ein langes Stück als natürliche Grenze hin. Jenseits, im Russischen, entdeckten die Offiziere viereckige, schuppenähnliche Kasten inmitten weiten, freien Feldes.

„Hol's der Geier," sagte der Oberleutnant, „ich kann doch sonst vom Pferde aus so leidlich Entfernung schätzen — aber der Dunst da drüben macht mir's rein unmöglich.“

Graf Zachtrupp hatte die schärfsten Augen. „Nach was fahnden Sie?“

„Da — der gelbe Kasten irritiert mich. Für ein Vorwerk ist es zu groß...“

Rappord hatte bereits die Karte in Händen; der kleine Reitertrupp hielt.

„Wissen Sie, wie weit der gelbe Kasten von hier entfernt ist?“ fragte er lachend.

„Ne. Sie?“

„Rund fünfzehn Kilometer.“

„Is nich möglich. Dann müßte das ja ein Riesenbau sein. Was stellt's denn vor?“

„Es ist das Kasernement der 7. Wladimir-Kosaken.“

„Gi verflucht. 'ne Reiterkaserne? Und mitten auf freiem Feld? Das nenn' ich Soldatenspielen. Schwerebrett, das wäre nichts für meines Alten Einzigens.“

Rappord richtete sich im Sattel auf: „Aber sehen Sie

doch nur — da links und da rechts — eins, zwei, drei — und da noch so'n Kasten — lauter Kasernen, lauter Kasernen! Na, die haben ihre Grenze rasch noch gut gespickt vor der Abrüstung, die Herren Russen!“

Jenseits des Flusses kam bald darauf eine russische Grenzpatrouille vorüber.

„Famofes Material!“ lobte der Graf. „Wenn man das so sieht, könnte man faktisch 'n bißel neidisch werden...“

Sie ritten schweigend weiter.

„Mein Himmel, ist das hier öde und traurig!“ stöhnte Rango endlich wieder. „Und da soll man für Litauen schwärmen. Bloß weil Frau von Bottlar hier jeboren is. — Uebrigens sah sie doch wieder bildhübsch aus. Und ihre hm — undzwanzig hat sie sicher.“

„Die Regimentsstütze ist gleichalterig mit mir,“ versetzte Zhlefeld, „und da Frau Nora drei Jahre mehr zählt als Udo, ihre zweite Liebe, wird sie im Frühjahr wohl dreißig.“

„Pfuui, Zhlefeld,“ brummte Rango, „dreißig wird man wohl, aber man sagt es doch nicht. — Apropos, meine Herren, ich konstatiere den Kirchturm von Scherkehnen. Er is doch riesig ähnlich. Nicht?“

„Ja, von weitem macht er sich sehr entfernt,“ kalauerte der Graf.

„Das Nest liegt direkt am Flusse. Sehn Sie 'mal an, da können Bürgermeisters vorm Abendbrot immer noch 'n büschen nach Rußland hinein spazieren.“

„Werden sie wohl auch. Aber ob's drüben interessanter ist? Himmel, Himmel, Himmel, ist das 'ne Zegend.“

„Ich weiß nich,“ sagte Rango endlich, „mir ist so öde im Magen. Entweder hab' ich Hunger, oder es ist Heimweh.“

„Ich schlage vor: wir kehren um!“ sagte Zhlefeld.

Die beiden Jüngeren waren sofort dafür, aber der Oberleutnant meinte: „Ne, das geht nu doch nich mehr. Die Scherkehnenfer haben da droben auf dem Kirchturm doch sicher 'nen Ausguck oder so 'was dergleichen — da sind wir womöglich schon avisiert, weiß der Geier — und denn fühlen sich Burgemeesters jekränkt, wenn's der Turmwart ihnen steckt.“

„Na, mir auch recht,“ sagte Rappord, „aber dann bitte ich um etwas Tempo, meine Herren, man darf doch nicht wie 'ne Wüstenkarawane angepöckelt kommen.“

„Eskadron — Trab!“ schnarrte Rango.

Und im Nu hüllte sie eine dichte Staubwolke ein, die sich innerhalb der nächsten vier Minuten bereits um einen vollen Kilometer dem kleinen Landstädtchen genähert hatte.

Die Peripherie von Scherkehnen wies wieder mehr Felder und Wiesen auf. Es waren zwei Windmühlen da, viel Gärten, der ganze Eindruck freundlich, die Straßen leidlich gepflastert. Schneller als man erwartet hatte, befand man sich auf dem Marktplatz.

Natürlich hatte der Eintritt der vier Kürassiere Aufsehen erregt. Kinder rannten über die Straße, Fenster wurden hastig geöffnet, aus ein paar Schenken stolperte die Landbevölkerung heraus, hinter den ‚Spionen‘ tauchten Frauen- und Mädchenköpfe auf.

Inmitten des Marktplatzes stand das Rathaus, umgeben von einer Art primitiver Arkaden mit kleinen Kaufläden. Ihlfeld konstatierte sofort, daß die Namen auf den Firmenschildern ausnahmslos stark alttestamentarisch klangen. Beim Eingang zum Rathaus befand sich ein Wachtlokal, das der Gendarmerie diente.

„Donnerwetter, da jibt's ja sogar Uniformen!“ sagte Rappord, nach dem ziemlich stattlichen Steuergebäude hinweisend, hinter dessen Fenstern grüne Röcke sichtbar wurden.

„Es sind wahrscheinlich Böllner. Da, richtig, und sogar ein Postschwede mit Galanteriebedegen stolziert über den Markt. Feinsliebchen, was willst Du noch mehr?“

„Die Reichspost hat doch selbst im verlorensten Krähwinkel immer noch die schmutzige Aufmachung. Das ist wieder ein wahrer Staatsbau. Hurra, und eine Reichsbank-Nebenzelle jibt's auch. Aber reizen könnte mich das doch nicht dazu, hier meine Zelte aufzuschlagen.“

Rango war abgesprungen und suchte sich mit ein paar blonden Jungens zu verständigen, die ihn mit ihren wasserblauen Augen wie ein Wesen aus anderer Welt anstarrten. Er erzielte aber nur mäßige Erfolge.

„Nu sag' mal, mein Engel, kennst Du Herrn von Seckingen nicht? Wer ist denn hier der Tyrann von Mottenburg, zum Geier?“

Die kleine Gruppe wich ängstlich vor dem großen Reiter zurück. Da trat aber ein Gendarm aus dem Wachtlokal, der in großer Hast noch einen Knopf seines Waffenrocks zu schließen bemüht war. Er schien von dem seltenen Ereignis selbst sehr konsterniert und erstattete so etwas wie eine Meldung über Stärke der ortsanwesenden Gendarmerie, wozu er gar nicht verpflichtet war.

„Danke, danke,“ wehrte Rango lächelnd ab. „Sagen Sie mal, jibt's hier nicht einen Bürgermeister von Seckingen? Stimmt? Von. Denn sorgen Sie doch mal schleunigst für'n paar vernünftige Pferdehalter — Sie steigen doch mit ab, meine Herren? — und für so 'ne Art Ordonnanz zur Anmeldung. Man wird den Herrn Bürgermeister doch zu sprechen bekommen?“

„Dienststunde ist jetzt ja nicht, Herr Ritt... Herr Oberleutnant... der Herr Bürgermeister sind — sind momentan — in der Privatwohnung...“

Die Fülle des über den Gendarmen Hereinbrechenden war so übermächtig, daß er zu stottern begann.

Aber endlich waren unter den jungen Burschen, die vor dem Gasthof standen, ein paar Kutscher requiriert, Leute, die zu den umliegenden Gütern gehörten und sich auf Sonntagsurlaub hier befanden. Der Fuchs des Grafen ließ jedoch so leicht keinen Fremden an sich herankommen, und es gab da zuerst noch einen Tanz auf dem Straßenpflaster, daß die Funken sprühten. Zatrupp sah sich ein paar mal ängstlich um, während er mit den Kameraden dem als Führer dienenden Gendarmen folgte.

Eine stattliche Volksmenge gab den sporenklirrenden Offizieren das Geleite. Man betrat die zwischen der Post und der Apotheke westwärts führende Kastanienpromenade und langte nach zweihundert Schritt vor einem einstöckigen, schmucken Landhaus an, das einen ziemlich tiefen Vorgarten besaß.

Als der Gendarm die Haustür öffnete — wobei, wie bei kleinen Krämern, eine Glocke anschlug — ertönte Hundegebell.

„Mir ist die Sache furchtbar peinlich,“ sagte Rappord zum Grafen.

„Mitgefangen — mitgegangen,“ gab der leise zurück, machte aber selbst eine recht unbehagliche Miene.

Da öffnete sich die Thür schon wieder, und ein wahrer Hüne erschien — schlank, aber doch breitschultrig — blondhäutig, mit intelligentem Gesicht, scharfem Profil und großen braunen Augen, in denen es seltsam aufblitzte, während er freudig, aber doch etwas unsicher über die Mienen der Ankömmlinge hinblickte.

„Seckingen!“ rief Rango lebhaft, so gemächlich und herzlich es ihm in dieser Sekunde möglich war. „Kennen Sie Ihr altes Regiment noch?“

„Sie sind's — Altenklingen, Herr von Altenklingen...“

„Ja: Rango. Und immer erst Oberleutnant, wie Sie sehen. Ihlfeld kennen Sie doch auch noch, was?“

Der Bürgermeister ergriff die beiden sich ihm anbietenden Hände. „Ja, richtig, Herr von Ihlfeld. Nein, ist das eine Überraschung.“

„Ja, was sagen Sie, das ist doch eine komplette Deputation? Fehlt bloß noch der Schwadronsnüppel und das Spielzeug. Hier der hoffnungsvolle Nachwuchs von Sr. Majestät königlicher Ersten: Freiherr von Rappord und Graf Zatrupp.“

„Ich hörte schon vor Wochen vom Landrat über das Herkommen des Regiments,“ sagte Seckingen, für ein paar Sekunden leicht verlegen, „aber ich hatte in der That kaum geglaubt — oder gehofft...“

„Na, hören Sie mal, unter alten Kameraden — man hat sich ja eine Ewigkeit nicht gesehen.“

„Die Herren sind beritten, ist für die Pferde schon gesorgt?“ fragte der Bürgermeister.

„Unter Oberaufsicht der bewaffneten Macht von Scherkehnen.“

Seckingen lud die Herren ein, einzutreten. Er war noch so verwirrt, daß er voranging, forrigierte das aber rasch, indem er die sich nach innen öffnende Thür, die immer wieder zuschlagen wollte, festhielt, bis der letzte an ihm vorüber war.

„Uns Himmelswillen keine Umstände!“ rief Rango.

Bald saß man in der sehr gemüthlichen Arbeitsstube des Hausherrn.

Die Einrichtung besaß nichts Kleinbürgerliches, wie die Herren von draußen gefürchtet hatten. Mächtige, geschlitzte Möbel, ein geradezu pompöser Kamin, eine großartige Bücherei, ein Gewehrschrank, ausgestopftes Getier, schwere Teppiche: feudaler war das Herrenzimmer bei Landrats auch nicht. Und gewisse intime Farbstimmungen, auch die originelle, durchaus nicht schablonenmäßige Aufstellung der Möbel gaben dem behaglichen Raum einen besonderen Reiz.

„Und nun: wie geht es Ihnen, Seckingen? Es ist ein Jammer, daß man gar nichts mehr von Ihnen gehört hat. Als es hieß, daß wir hier in die Drehe kommen, da sagten wir sofort, dem rücken wir auf die Bude. Sehen Sie: nun sind wir gleich am ersten Tag bei Ihnen angetreten.“

Rango gab sich um ein paar Schattierungen fortdialer, als er ursprünglich vorgehabt hatte. Als er die freudige Erregung des ehemaligen Kameraden und dessen Verwirrung gewahrt hatte, war das gute Herz mit ihm durchgegangen. Nun kam's ihm selbst nicht mehr auf ein paar Übertreibungen an.

„Man hat mich also nicht beim Regiment vergessen. So so. Das freut mich aufrichtig. Es ist äußerst liebenswürdig von Ihnen.“

Seckingen hatte eine volle, warme Stimme. Den Herren kam es so vor, als ob sie leise zitterte. So martialisch wie die Rangos klang sie jedenfalls nicht.

„Heute sprach noch Graf Schaer von Ihnen,“ fuhr der Oberleutnant fort. „Hätte er gewußt, daß wir jetzt schon



V. Fink.

Winterwald. Nach dem Gemälde von A. Sint.
(Photographie und Verlag von Franz Gausstaengl in München.)

MUSEUMSVERLAG

herreiten, würden wir gewiß Grüße von ihm gebracht haben. Aber nun erzählen Sie. Es ist Ihnen immer gut gegangen?"

"O ja, das kann ich wohl sagen."

Es gab darauf eine kleine Pause. Man glaubte, er würde noch weiter sprechen. Ihlefeld begann endlich: "Daß Sie gar keine Übungen mehr gemacht haben, Herr von Seckingen?"

Der Bürgermeister seufzte leicht auf. "In der Reserve, meinen Sie? Ja, einmal war's nahe daran. Ich sollte mir den Premier holen. Aber da war ich amtlich unabhömmlich; wir hatten hier die neue Brücke über den Grenzfluß zu bauen. Nun, und dann kam's nicht mehr dazu, und ich ließ mich zur Landwehr überführen."

"Schade," sagte der junge Graf, da ihm Rango mit den Augen einen Wink gab, "wir Jüngeren haben so viel von Ihrem Reiten gehört, Herr von Seckingen."

Ein Lächeln huschte über Seckingens Gesicht. "Sehr liebenswürdig, Herr Graf. Aber jetzt sind's schon Jahre, daß ich nicht mehr im Sattel saß."

"Ist's möglich!" Das kam wie aus einem Munde.

Seckingen fuhr sich über die Stirn. "Es ist mir ja allerdings selbst oft — hm — ein bißchen an die Nieren gegangen, muß ich sagen. Man war doch 'mal damit verwachsen." Er sann vor sich hin, dann warf er leicht den Kopf zurück und sagte in frischem Ton: "Nun, und von unseren Jahrgängen — ich las manchmal noch die Auszüge aus dem Militärwochenblatt — was gibt's da Schönes? . . . Daß unser alter Etatsmäßiger, Herr von Jupiga, sich so lange quälen mußte, das erfuhr ich zufällig auch. Er hat mir wirklich leid gethan."

"Ja, er hatte elend auszustehen. Und die junge Frau Kora wohl ditto. Na, nu hat sie sich jottlob ja wieder verheiratet. Ja, und denken Sie bloß: Graf Schaer, den kennen Sie doch auch noch — der kriegt also nach dem Manöver richtig das Regiment."

"Bis jetzt hatte es Freiherr von Treusch?"

"Stimmt, — von Treusch von dem Borsche. Famoser alter Herr, aber kein Reiterführer wie unser Lönhoff seligen Andenkens. Im Chok hat er noch stets verpaßt, was zu verpaßen war. Wundert mich eigentlich, daß sie ihm jetzt die Brigade geben. Wo Majestät doch so viel vom Angriff hält und das mit Hauptsache geworden ist."

"Na, vielleicht geschieht's, um ihn abzuhalstern," meinte Rappord.

"Und ist denn der kleine Bottlar auch noch da?" fragte Seckingen, in dem mehr und mehr Erinnerungen erwachten.

"Bottlar? Natürlich. Jewachsen is er ja nich mehr. Aber zur Zeit sogar Regimentsstütze, flott verheiratet mit — ja, denken Sie bloß, das kam nämlich so . . ."

Er konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, denn auf der Straße war plötzlich ein lebhafter Tumult entstanden.

"Mein Fuchs!" rief der Graf erschrocken und sprang auf. "Verzeihen Sie, Herr von Seckingen!"

Draußen war er und im Nu im Garten. Die Zurückbleibenden waren hastig ans Fenster getreten.

Die Pferdehalter hatten die vier prächtigen Tiere auf der Kastanienpromenade entlang geführt, den Offizieren folgend. Der Fuchs des Grafen Zachtrupp war so nervös geworden, daß er zitterte und schäumte. Der junge Offizier war nun rasch bei ihm, streichelte und beklopfte ihn.

"Ein raffiges Best," sagte Rango. "Wissen Sie, Seckingen, daß mich das Tier vom ersten Tage an an Ihren Fuchswallach a. d. Truth erinnert hat — an Ihren Lord?"

Seckingen wandte ihm rasch und sichtlich freudig erregt sein Gesicht zu. "Wie, an den erinnern Sie sich noch?"

"Aber ob! Es war das schönste Tier im ganzen Regiment. Freilich — den Teibel hatte es im Leibe. Bei Ihnen hieß es ooch immer: biegen oder brechen."

Der Bürgermeister nickte lachend, fast strahlend. Dabei sah er sofort, trotz des würdigen Vollbarts, so jung und frisch aus, wie's zu seinen zweiunddreißig Jahren paßte.

"Ja, bis ich den Lord firre kriegte, das war ein Stück Arbeit; da kam ich acht Tage lang kaum aus dem Sattel."

"Graf Schaer hatte eine Schwesterfute davon," warf Ihlefeld ein. "Damit wollte er's Ihnen gleichthun. Aber sie ging elend ein bei der Ramponiererei."

"Der Lord ist ja auch bald genug um die Ecke gegangen," sagte Seckingen, den Kopf etwas senkend.

"Er machte aber vorher noch Karriere in Karlsruh."

"Ich hab's nachher doch bedauert. Ich hätt' ihn keinem Rennreiter geben sollen. Es war ein Soldatenpferd. Es brauchte die Signale, die Waffen, den Chok. Das war ein ganz anderer Training als der auf der Rennbahn."

Graf Zachtrupp hatte draußen inzwischen den Fuchs so weit beruhigt, daß er ihn dem Pferdehalter wieder überlassen konnte. Als er durch den Vorgarten kam, sah er nach der Uhr.

"Heute wollten wir Ihnen nur 'Guten Tag' sagen," nahm Rango auf diese Bewegung hin auf. "Aber es wird doch nicht das letzte Mal gewesen sein, wie? Landrats sagten, Sie seien ihnen schon lang einen Besuch schuldig. Vielleicht findet sich nun die Gelegenheit?"

"Wir sind fast gar nicht aus dem Städtchen herausgekommen. Mein Schwiegervater starb letztes Frühjahr. Hier im Hause. Meine Frau hat sich von den schweren Zeiten noch nicht erholt."

Es gab nun wieder eine kleine Pause. Zachtrupp trat ein. Die Haltung der Herren sagte ihm, daß man bereits halb im Aufbrechen begriffen war. Von Seckingens Frau war bis zum letzten Satz des Hausherrn mit keinem Wort die Rede gewesen, trotzdem Rango sich und die Kameraden allen beiden Herrschaften hatte anmelden lassen. Der wenig weltgewandte Gendarm mochte das wohl nicht ordnungsmäßig ausgerichtet haben. Der Oberleutnant fühlte, daß die Blicke der anderen drei fragend auf ihn gerichtet waren.

"Hm, ja," begann er nun zögernd, "wir ließen bei der gnädigen Frau um Entschuldigung bitten, daß wir so bestaubt im Reitanzug ins Haus einfielen . . ."

Seckingen verstand. "Meine Frau ist durchaus nicht ceremoniell," sagte er. "Wenn Sie noch Zeit haben, stelle ich Sie gern vor."

Nun eilte es ihnen plötzlich gar nicht mehr.

"Um sieben ist erst Diner," sagte Rappord, "und umgezogen ist man ja schnell."

"Es hätte mir auch zu leid gethan, wenn Sie gegangen wären, ohne eine Erfrischung zu nehmen," sagte Seckingen, auf die Magd deutend, die soeben mit einem Tablett eintrat.

Der Anblick der Weinflaschen hellte auch das Gesicht des halbverschmachteten Ihlefeld auf.

Der Hausherr erteilte der Bedienung auf litauisch einen Auftrag und füllte die Gläser. Man nahm wieder Platz und wartete in ziemlicher Spannung.

"Darf ich die Doggen mitbringen?" sagte da eine ernste, etwas matte, aber doch warme Altstimme in der Thür. "Sie sind nicht zu bändigen."

Die Herren fuhren empor. Zwei wundervolle Doggen setzten ins Zimmer, drehten sofort wieder um und sprangen an der hohen, schlanken Gestalt der auf der Schwelle erscheinenden jungen Dame empor, die sich ihrer in einiger Verwirrung zu erwehren suchte.

Seckingen nannte seiner Gattin die Namen der Besucher. Sie reichte einem jeden die Hand, während der Hausherr die beiden herrlichen Tiere durch seine funkelnden Blicke zwang, sich am Kamin niederzulegen.

"Ich kenne Sie nicht alle," sagte die junge Frau in herzlichem Tone, "aber ich kenne Ihr Regiment — und hab' es liebgewonnen. Mein Mann hat mir viel von der schönen, alten Zeit erzählt."

"Seien Sie versichert, gnädige Frau," erwiderte Rango, "daß auch Ihr Herr Gemahl bei den Kürassieren noch immer unvergessen ist."

Es fiel während der nun folgenden Unterhaltung den jüngeren Kameraden auf, daß des Oberleutnants schneidig-

forcierter Ton mehr und mehr herabsank. Ihnen selbst erging es ähnlich. Je länger sie der feinen, blassen jungen Frau gegenüber saßen, desto mehr steckte deren einfache, ungezwungene Art, sich zu geben, sie an. Und sie imponierte ihnen, gerade weil sie so ganz verschieden war von den Damen des Regiments. Bei aller Herzlichkeit und Schlichtheit besaß sie doch eine undefinierbare Überlegenheit und Unnahbarkeit.

Sekkingens Gattin hatten sie sich freilich anders, ganz anders vorgestellt. Sie hatten ihre blühendste Phantasie sprechen lassen, um sich ein Weib von möglichst abnormer Verführungskraft zu konstruieren — etwa eine aphroditische Schönheit oder ein Weib mit Makartischen Blutaugen, etwas Heißes, Südlisches oder vielleicht gar Orientalisches, jedenfalls eine raffige, faszinierende Frau.

In diesen Erwartungen sahen sie sich nun allerdings getäuscht. Und im Grunde ein wenig beschämt, was einer dem andern rasch anmerkte.

Frau von Sekkingen war groß, dabei zartgliedrig, ja, fast überförmig. Sie hatte ein blasses, sozusagen englisches Gesicht. Ihr volles, blondes, reiches goldblondes Haar erschien viel zu wichtig für die feingeaderte, schier durchsichtige Stirn. Sie trug eine kleidsame Empirefrisur, ein paar Locken fielen regellos über Wangen und Ohr. Ihre Haltung war natürlich und schlicht und dabei aristokratisch, ja, Rango meinte hernach, königlich. Das Seltsamste an ihr waren ihre dunkelbeschatteten, großen, ernsten, tiefblauen Augen. Es lag ein so schmerzlicher, ergreifender Ausdruck darin — selbst wenn sie lächelte —, daß es sich den lustigen Offizieren mehr und mehr schwer aufs Herz legte. Sie wußten sich über die eigentliche Ursache selbst keine Rechenschaft zu geben.

Man sprach zunächst nur über äußere allgemeine Dinge — die Lebensbedingungen hierorts, den Verkehr auf den Gütern der Umgegend, den gewissen größeren Zug, den ihrer Ansicht nach die Kleinstadt durch die fortgesetzten Wechselbeziehungen über die Grenze erhielt — dennoch gaben kleine Wendungen innerhalb der Konversation den Herren manchen Einblick in das ehelich und häuslich harmonische Verhältnis der beiden.

Dann nahm das Gespräch aber eine unerwartete Wendung.

Als Rango seine Anfrage bezüglich eines Wiedersehens auf einem der von Landrats geplanten Feste wiederholte, legte sie wie unwillkürlich ihre feine, schlanke, nervöse Hand auf die des Gatten, und sie sagte mit größerer Lebhaftigkeit als zuvor, aber in einer nur mühsam zurückgehaltenen inneren Bewegung: „Mein Mann wird kommen. Gewiß. Er ist ja nicht mehr der fröhliche Soldat, als den Sie ihn wohl kannten. Aber...“ Sie brach ab, schluckte einmal, sah sich wie geängstigt um; dann fuhr sie tief aufatmend fort: „Wir haben viel Schweres durchkämpfen müssen. Das wandelt den Men-

schen.“ Wieder machte sie eine Pause, um dann von neuem lebhafter aufzunehmen: „Aber ich freue mich herzlich, daß Sie ihn aufgesucht haben. Damit helfen Sie mir vielleicht, ihn wieder auf leichtere Gedanken zu bringen. Das thäte so — so dringend not.“

Rango bedrückte etwas in ihrem seltsam verzagten Ton, und er fühlte sich zu einer Art Kondolenz gedrungen. „Wir hörten von dem herben Verlust, gnädige Frau, den Sie erst kürzlich durchgemacht haben. Das Trauerjahr ist ja noch nicht um — aber wo es sich um alte Kameraden Ihres Herrn Gemahls handelt, sind Sie vielleicht selbst zu erbitten...“ Er brach ab, denn sie schüttelte sofort den Kopf, trübe lächelnd, während sie von ihm weglah.

„Nein, ich — ich gehe noch nicht wieder unter die Leute. Nicht, weil ich durchaus ein Trauerjahr einhalten will. Aber es ist mir —“ sie schien jetzt fast mit den Thränen zu

kämpfen — „es ist mir wirklich noch nicht möglich.“

„Ellen!“ sagte Sekkingen halblaut, teils bittend, teils beschwichtigend. Eine Sekunde lang tauchten ihre Blicke in einander. Den Offizieren entging der tief schmerzliche Ausdruck der beiden nicht.

Nun blieb es für eine Weile still.

Rango merkte, daß er eine noch offene Wunde berührt hatte. Er suchte Herr der Situation zu werden, indem er sagte: „Jedenfalls danken wir Ihnen aufrichtig, gnädige Frau, daß Sie uns unter diesen Umständen dennoch erlaubten, Sie zu begrüßen.“

Die Herren erhoben sich. Frau von Sekkingen folgte zögernd.

Es lag ein seltsamer Druck auf allen. Keiner von ihnen fand so rasch seine sonstige Gewandtheit wieder.

Auch Frau von Sekkingen rang sichtlich mit sich, um den vorherigen leichten Ton wieder zu gewinnen. Als sie dem ältesten Kameraden ihres Gatten die Hand gab, sagte sie bittend, während

sich ihre ernsten, schmerzvoll-leidenschaftlichen Blicke an das gebräunte, gutmütige Antlitz Rangos zu klammern schienen: „Bitte, kommen Sie wieder. Bald. Ja? Ich würde mich sehr freuen. Und holen Sie ihn. Führen Sie ihn in lustige Gesellschaft. Ich wäre Ihnen sehr — sehr dankbar.“ Einem nach dem andern gab sie darauf die Hand. Sie nickte auch jedem freundlich zu. Aber aus dem Grund ihrer dunklen, großen, flehenden Augen wich der ergreifende Ausdruck nicht.

Keiner wußte etwas zu erwidern. Sie verbeugten sich nur stumm — und noch ehrerbietiger, als sie die junge Frau bei ihrem Eintritt begrüßt hatten.

Darauf ging sie.

Die Doggen, die schon ungeduldig am Ausgang ihrer harzten, seitdem sie sich erhoben, sprangen, unterdrückt bellend, an ihr empor und schossen in mächtigen Sägen vor ihr her, sobald sie die Thür öffnete.

Schweigend leerten die Offiziere ihre Gläser.



„Schwesterchen friert!“ Nach dem Gemälde von L. Blume-Siebert.

Luther und Papst Leo X. als Brillenträger.

Nach einem auf der 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte gehaltenen Vortrage.

Von Dr. med. et phil. L. Kotelmann in Hamburg.

Die Geschichte der geschliffenen Linsen reicht viel höher hinauf, als man gewöhnlich annimmt. Das älteste Exemplar, das wir kennen, befindet sich im britischen Museum zu London. Es ist ein planconvexer, leicht ovaler Bergkristall von 1,6 Zoll Länge, 1,4 Zoll Breite und 0,2 Zoll Dicke. Der Brennpunkt liegt in 4,5 Zoll, die Brechkraft ist also nicht unbeträchtlich. Diese Linse ist von dem englischen Archäologen Layard im Nordwestpalaste des Nimrod zu Niniveh mitten unter bronzenen und sonstigen alten Gegenständen ausgegraben worden. Da nun Niniveh 605 v. Chr. zerstört worden ist, so würde die älteste Konvexlinse mindestens zweieinhalb Jahrtausende alt sein. Ob sie freilich als Brennglas oder als Augenglas benutzt worden ist, läßt sich nicht entscheiden.

Die Verwendung von Augengläsern ist zuerst bei den Römern sicher bezeugt. Nach einer Mitteilung des Plinius in seiner „Naturgeschichte“ sah Kaiser Nero durch einen wahrscheinlich konkaven Smaragd den Gladiatorenkämpfen zu. Aber auch Konvexgläser, wie sie beispielsweise in Nola und Pompeji gefunden worden sind, haben den Römern, und zwar als Vergrößerungsgläser, gedient. Besten wir doch römische Rameen und Siegelringe von so feiner Arbeit, daß sie ohne Lupe gar nicht hergestellt sein können.

Auch im Mittelalter wurden teils aus Glas, teils aus Bergkristall bestehende Linsen zur Verbesserung des Sehvermögens benutzt. Sie waren gewöhnlich in Metall eingefaßt und mit einem Griff versehen, weshalb sie auch wegen der Ähnlichkeit mit einem Handspiegel „Spiegel“ hießen. Die Erfindung des Doppelglases oder der eigentlichen Brille wird von den meisten in das Jahr 1290 verlegt und dem Florentiner Salvino d'Armato degli Armati zugeschrieben. Dieselbe war aber noch so kostbar, daß man in Testamenten besonders über sie verfügte, und daß von dem heiligen Antonius, Erzbischof von Florenz, gerühmt wird, er habe sogar seine Brille einem Armen geschenkt. Allgemeiner ist die Doppelgläser erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst gegen Ende des XV. Jahrhunderts geworden, weil jetzt das Bedürfnis, zu lesen, ein größeres wurde. Um diese Zeit begegnet uns denn auch die Brille sowohl in Schrift und Bild wie im deutschen Sprichwort nicht selten.

Namentlich bei Luther ist oft von derselben die Rede. So fordert er bei der Erklärung einer Bibelstelle einen seiner Gegner auf: „Lieber herr, setz die brillen auf die nasen und sehet den text recht an.“ Ebenso schreibt er in Bezug auf den ihm befreundeten Baseler Pfarrherrn Decolampadius einmal: „Wenn ich aber Pirtheimer were, wolt ich Colampad eine brill schiden“, und mehr als einmal treffen wir bei ihm die Redewendung: etwas „on brill und latern“ finden; so in der schönen Stelle, wo er sagt, um Wasser im Fegfeuer und Schnee in der Hölle zu sehen, brauche man keinen Brill aufzusetzen.

Diese häufige Erwähnung der Brille bei Luther hängt wohl damit zusammen, daß er selbst eine solche benutzte. Es geht das aus einem auf der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen Originalbrief desselben hervor, der zuerst von A. v. Dommier im Jahre 1885 veröffentlicht ist. Der Brief trägt die Adresse: „Meiner herzlichen Hausfrauen katherin Lutherin zu Wittenberg zu Handen“ und ist geschrieben in Koburg am Pfingsttag 1530. In demselben heißt es wörtlich: „Sage meister Christannus, daß ich mein tage schendlicher brillen nicht gesehen habe, denn die mit seinem brieffe komen. Ich fund nicht ein stich dadurch sehen.“

Wer der hier erwähnte „meister Christannus“ war, hat Superintendent Rietschel in Wittenberg aus den alten Steuerregistern der Stadt ermittelt. In demselben kommt zur Reformationszeit ein „Christannus Dhoring“ vor, der, obwohl jede Bezeichnung seines Standes oder Gewerbes fehlt, doch mit dem in Luthers Briefwechsel öfter angeführten Goldschmiede Christian Döring identisch ist. Zwar wird derselbe in den Briefen niemals Döring genannt, sondern immer nur „Meister Christian“, „Christian Goldschmid“, „Meister Christianus Goldschmidt“, „Meister Kersten Goldschmid“, lateinisch „Christianus“, „Christannus“, „Christanus aurifex“, „aurifaber noster Christannus“, „Christannus aurifaber“, doch ist hier überall ohne Zweifel kein anderer gemeint, als der von dem Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, Epalatin, erwähnte „Christianus Daringus argentarius“. Unter dem Namen „Christian Doring, Goldschmied“ begegnet er uns auch auf einer im Gesamtarchiv zu Weimar befindlichen Quittung. Er muß übrigens ein wohlhabender und angesehenere Mann gewesen sein, denn er besaß nicht nur neben seiner Goldschmiede eine Buchdruckerei, sondern war auch im Jahre 1519 zugleich mit Lukas Cranach Kämmerer von Wittenberg.

Luther hat also seine Brille von einem Goldschmied bezogen. Zwar gab es zu seiner Zeit bereits besondere Brillenmacher, wie denn 1482 eine Zunft derselben in Nürnberg erwähnt wird und noch heute die Brillenmacherordnung der Stadt Regensburg aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts existiert. Solche Brillenmacher aber waren wohl nur in den größeren Städten ansässig, während in den kleineren, ähnlich wie noch heute bei uns, Goldschmiede und Uhrmacher Brillen feilhielten. Da die optischen Kenntnisse dieser Handwerker unzureichend waren, so erklärt es sich denn auch, warum die Augengläser Luthers so „schendlich“ ausfielen.

Welcher Art waren nun die letzteren, konkav oder konvex, mit anderen Worten, war Luther kurzsichtig oder weitsichtig? Von Kurzsichtigkeit des Reformators habe ich in seinen Briefen und Werken nie selbst nur die geringste Andeutung gefunden. Er ging ja auch auf der Wartburg mit auf die Jagd und sah dort dem Fluge der Krähen zu, deren Schwärme er mit dem Reichstag in Worms verglich. Daß er dabei eine Kurzsichtigen-Brille getragen habe, wird man von einem Junker in ritterlicher Tracht wohl schwerlich annehmen.

Dazu kommt, daß er aus einem Bauerngeschlechte in dem Städtchen Möra stammte und daß sein Vater ein einfacher Bergmann war. In diesen Ständen pflegt Kurzsichtigkeit sich äußerst selten zu zeigen, und Luther konnte daher eine Anlage dazu nicht von seinen Vorfahren ererbt haben. Ohne ererbte Anlage aber tritt Kurzsichtigkeit nicht allzuoft auf.

War Luther demnach nicht kurzsichtig, so stellte sich für ihn, wie für jeden anderen Normalichtigen, mit beginnendem Alter das Bedürfnis ein, bei der Betrachtung kleiner Gegenstände in der Nähe, namentlich beim Lesen und Schreiben, eine Konvexbrille zu benutzen. Dazu stimmt auch, daß ihm die Brille des Meister Christannus, wie aus dem Datum des citierten Briefes erhellt, im Jahre 1530 nach der Koburg gesandt ward. Denn da er 1483 geboren war, so hatte er damals ein Alter von 46 Jahren. Aus diesem Alter können wir zugleich auf die Nummer seiner Brille schließen; sie muß nach der älteren Bezeichnung etwa 50 betragen haben, da dies für Personen in den vierziger Jahren das gewöhnlichste Glas ist.

Weil nun ältere Leute ihre Konvexbrille nicht beständig zu tragen, sondern nur beim Lesen und Schreiben zu benutzen pflegen, so finden wir Luther auch niemals weder von seinem Freunde Lucas Cranach, noch von einem anderen Maler jener Zeit mit einer Brille abgebildet. Man könnte freilich einwenden, daß die Künstler dieselbe als unschön und die Augen verschleiern gerne vermeiden, allein es lassen sich eine ganze Reihe von Gemälden aus dem Mittelalter anführen, auf denen wir einem Nasenklemmer oder sonst einem Augenglas begegnen. Das bekannteste Beispiel sind Quintin Meysins, Geldwechsler, aber auch die heiligen drei Könige werden oft in der Weise dargestellt, daß der älteste von ihnen das neugeborene Jesuskind durch einen Klemmer betrachtet.

War Luther weitsichtig, so litt dagegen sein Gegner, Papst Leo X., an Kurzsichtigkeit. Wir besitzen die hündigsten Zeugnisse dafür.

Zunächst teilt Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance“ auf Grund von älteren Quellen mit, daß in dem Hause Medici, dem bekanntlich Leo X. angehörte, die Kurzsichtigkeit erblich gewesen sei. Man wird dies leicht begreiflich finden, wenn man bedenkt, wie sehr dieses Geschlecht nicht nur Künstler und Gelehrte zu ehren wußte, sondern auch selbst den Künsten und Wissenschaften oblag. Verdankte doch Lorenzo Medici I., der Vater unseres Papstes, seinen Beinamen Magnifico nicht minder als seiner Staatskunst seiner Gelehrsamkeit und seiner Bedeutung als Dichter.

Von demselben wurde die Kurzsichtigkeit direkt auf den Sohn übertragen. Der Engländer Wilhelm Roscoe schreibt nämlich in seinem Werke „Leben und Regierung des Papstes Leo X.“ von diesem: „Seine Augen waren groß, rund und standen etwas zu weit hervor.“ Schon dies genügt, um einen Kurzsichtigen zu charakterisieren, da gerade der Langbau des Auges und das Hervortreten des Augapfels für denselben bezeichnend erscheint. So heißt es in dem „Kenner“ Hugo von Trimberg's, eines gelehrten Schulmeisters aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, von einem Kurzsichtigen:

„daß im din ugen glogen dicke
als eine kater in dem stricke“.

Wie aber die hervortretenden Augen Leos X. bereits auf Kurzsichtigkeit hindeuten, so hören wir auch bei Roscoe geradezu über ihn, „daß er entfernte Gegenstände nur mit Hilfe eines Glases unterscheiden konnte“. Ein derartiger Brechzustand der Augen war damals nicht selten, und eine ganze Reihe berühmter Männer, wie Leonardo da Vinci, Reuchlin und Erasmus von Rotterdam, waren damit behaftet. Die Augenärzte nannten denselben Myoposis, was dem heute üblichen Ausdruck Myopie entspricht. In dem 1539 zu Straßburg erschienenen Werke „Alle krankheit der Augen durch den hochgelehrten Doctor Leonhart Fuchsen zu Dnolzhach (Ansbach) zusammen gezogen allen augen arzten hochnötig zuo wissen“ lesen wir nämlich: „Myoposis ist von natur ein angeborne krankheit, das man was nahend ist sieht, aber nit was von fernen. Lateinisch Lustiositas.“

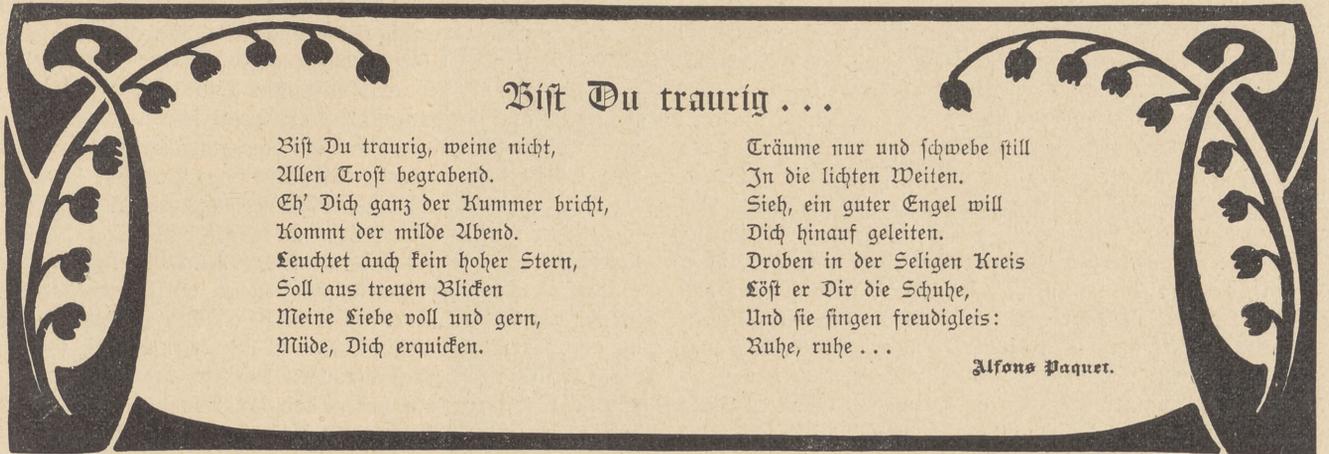
Die Kurzsichtigkeit Leos X. mußte demselben namentlich bei seiner ausgesprochenen Jagdliebe unbehaglich und hinderlich sein. Wie er dieser schon in der Jugend gehuldigt hatte, so blieb er ihr auch noch während seines Pontifikates treu, und zwar aus Gesundheitsrückichten, weil er seine Korpulenz dadurch zu bekämpfen hoffte. Daher freute er sich nicht nur, als ihm der berühmte Ciceroanier Christoph Longolius ein paar wohlgedrehte französische Jagdhunde schenkte, sondern er hatte auch einen besonderen Jägermeister, Johann Xeroni, angestellt, den er in einem Breve für sein wichtiges Amt anwies. Mit diesem lag er bald auf seinem Landsitz Malliana dem Vogelfang und der Hasenjagd ob, bald begab er sich mit ihm

nach den warmen Bädern von Viterbo, in deren Nachbarschaft es eine Menge Rebhühner, Wachteln und Fasanen gab und sich täglich Gelegenheit zur Falkenjagd bot. Von da ging es an den See Bolsena, um auf der Insel in dessen Mitte oder an der Mündung des Flusses Marta zu fischen, und den Schluß bildete ein Aufenthalt an der Meeresküste bei Civita vecchia, wo er in der weiten mit Gebüsch bedeckten Ebene immer zahlreiche wilde Schweine und Hirsche zusammengetrieben fand. Auf allen diesen Jagdzügen aber trug er einen konfaven geschliffenen Krystall vor den Augen. Derselbe war so vortrefflich, daß Paulus Jovius in seiner „Lebensbeschreibung hervorragender Männer“ davon sagt: „Wenn der Papst aber seinen konfaven Krystall aufsetzte, pflegte er seine Sehschärfe beim Jagen und Vogelstellen so weit auszudehnen, daß er nicht nur im Fernsehen, sondern auch an Unterscheidungsvermögen alle übertraf.“ An der letzteren Behauptung wird man freilich zweifeln dürfen, da stark Kurzsichtige selbst mit den schärfsten Gläsern nicht so gut wie Normalsichtige sehen.

Auf hochgradige Kurzsichtigkeit Leo's X. weist aber der Umstand hin, daß er auch beim Nahesehen ein Konfavglas benutzte. Es folgt

dies aus dem berühmten Gemälde Raffaels im Palazzo Pitti zu Florenz, welches ihn mit den Kardinalen Giulio de' Medici und Lodovico de' Rossi darstellt. Der Papst sitzt hier vor einem aufgeschlagenen Buche, das auf der einen Seite Abbildungen, auf der anderen den beschreibenden Text zu denselben enthält. In seiner linken Hand aber befindet sich ein großes rundes Augenglas mit Stiel, aus dessen Reflex sich schließen läßt, daß es ein Konfavglas ist. Leo X. hat demnach auch beim Betrachten von Bildern und beim Lesen ein solches gebraucht, um sich nicht zu tief auf den Druck herabneigen zu müssen; bei seiner mehr als gewöhnlichen Körperlänge und seiner bereits erwähnten Korpulenz würde ihm dies ziemlich schwer gefallen sein.

So kommen wir also zu dem Schluß: Luther, der derbe, öfter leidenschaftlich erregte Sohn des Volkes, welcher gelegentlich den Papst samt seinem Gefinde im tyrhenuischen Meere ersäufen wollte, hatte im Alter weitsichtige Augen. Sein Widersacher, der klassisch und künstlerisch gleich fein gebildete Leo X., dagegen, der allen Glanz von Kunst und Wissenschaft als ein Erbeil seines Hauses im Vatikan zu vereinigen suchte, litt wie so viele Gelehrte seiner Zeit an Kurzsichtigkeit.



Bist Du traurig . . .

Bist Du traurig, weine nicht,
Allen Trost begrabend.
Eh' Dich ganz der Kummer bricht,
Kommt der milde Abend.
Leuchtet auch ein hoher Stern,
Soll aus treuen Blicken
Meine Liebe voll und gern,
Müde, Dich erquicken.

Träume nur und schwebe fill
In die lichten Weiten.
Sieh, ein guter Engel will
Dich hinauf geleiten.
Droben in der Seligen Kreis
Löst er Dir die Schuhe,
Und sie singen freudigleis:
Ruhe, ruhe . . .

Alfons Paquet.

Unsere Ostmark.

Zeitgeschichtliche Skizzen von Prof. Dr. Ed. Heyck.

VI. Ausblick. (Schluß.)

Von Tag zu Tag gewinnt die Polenfrage an Intensität und entschleiert ihre letzten Tiefen vor der Öffentlichkeit. Der Thorner Gymnastienprozeß hat auch, was noch neu war, die Polenbesteuerung zu Gunsten des Nationalshages in Rapperswyl nachgewiesen. Dementsprechend erwachen immer weitere Kreise zur Abkehr vom *laissez faire, laissez aller*; Presse und öffentliche Meinung stehen in lebhafter Erörterung. Der Regierung aber muß das deutsche Volk ihre jegige Energie um so höher anrechnen, als parlamentarische Rücksichten ihr oft schwer genug machen, Führerin in vaterländischen Dingen zu sein. Umgekehrt ist erfreulich, daß die Regierung mehrfach die aus den nationalen Verbänden gewiesenen Wege zu gehen vermochte: ein gutes Zeichen für die auch in Deutschland zunehmende praktische Verwertbarkeit der öffentlichen Meinung und deren Fähigkeit, nicht nur zu empfinden und wünschen, sondern staatsmännisch zu denken.

Die preussische Regierung hat sogar ein möglichst einheitliches Vorgehen aller beteiligten Dienststellen offiziös versprochen, damit nicht, was oben im Staatsministerium gut gemacht und gut erdacht worden ist, an den weiterfolgenden grünen Tischen wieder verdorben werde. Von der gedankenlosen oder überschlauen Polenunterstützung durch einzelne Behörden gibt es leider Beispiele genug. Auch wird mit Recht getadelt, wenn z. B. eine königliche Kreissparkasse unter 2967 Deponenten mit 2216000 Mark Depositen nur 192 Polen mit 137200 Mark Depositen hat, aber über eine halbe Million an Polen ausleiht, diese also mit deutschem Spargelde für den wirtschaftlichen Kampf gegen die Deutschen stärkt. Die schon erwähnte Bromberger Generalkommission ließ sich erklärmaßen mit durch die ganz veraltete Formel deiten, nur Adel und Klerus seien die Gefahr, die Bauern lagegen harmlos. Worin anders hat denn der Kleriker seine politische Macht, als in seinem Einfluß auf andere Stände und zumal auf die ländlichen kleinen Leute, welche, das geben

wir zu, ohne ihn harmlos und friedlich sein würden, durch ihn jedoch zu begeisterten Sturmsharen gegen das Deutschtum werden? Wir leben schon geraume Weile im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts; es kommt also nicht nur darauf an, daß wir recht viel Grund und Boden in der Ostmark in deutsche Hand bringen, sondern das Wichtigste ist, daß daselbst die deutsche Bevölkerung möglichst groß und die polnische möglichst klein werde. Es kann uns nicht daran gelegen sein, die polnische Auswanderung z. B. nach Nordamerika zu hemmen. Die Generalkommission hielt dagegen, teils durch ihre eigene Thätigkeit, teils indem sie die polnischen Ansiedlungsbanken, die der preussischen entgegen wirken sollen, finanziell wieder flott machen half, eine beträchtliche Anzahl mehr oder minder kümmerlicher polnischer Elemente im Lande fest. Diese sitzen nun auf ungesund kleinen Parzellen, wo ihre Lebenshaltung auf Kartoffeln und Schnaps gestellt bleibt; dann haben sie allerdings keine Sorgen um den Getreidepreis. Je weniger man sich Strupeln um die wirtschaftlichen, materiellen und kulturellen Verhältnisse dieser Minimalbauern macht, je enger und dürftiger sie sitzen, desto mehr davon lassen sich eben ansetzen und desto mehr polnische Wähler bekommt man. Der Prozentsatz von politischen Stimmen auf beiden Seiten, das Zusammensetzungsverhältnis der Bevölkerung, darin liegt die Entscheidung. Derart, daß wo — auf gewissen Strichen des westlichen Höhenrückens — weder deutsche Gutsbesitzer noch deutsche Bauern des schlechten Bodens wegen voranzukommen vermögen, es sogar besser wäre, die staatliche Domänenverwaltung machte sich zur Eigentümerin und schüfe Kiefernwälder, anstatt daß man diese Gegenden für polnische Parzellenbauern preisgeben läßt.

Es wäre Undankbarkeit, wollte man vergessen, was die deutsche Geschichte in alten und neuen Zeiten dem Gutsbesitzerstande verdankt. Heute verlangt die nationale Aufgabe unseres Volkes in der Ostmark, selbst wenn jeder Steuer-

zahler in der ganzen Monarchie eigens deswegen ein paar Mark mehr aufbringen müßte, unvergleichlich mehr Opferwilligkeit von den östlichen Gutsbesitzern, deren Lage nicht verkannt werden darf. Sie brauchen, um zu wirtschaften, ländliche Arbeiter, und soweit deutsche nicht zu haben sind, stehen vorläufig nur Polen zur Verfügung. Andererseits muß es, sowohl aus Gründen der Ostmark wie aus allgemein deutschen, angestrebt werden, die völlige Sperrung der Grenze gegen fremdpolnische Zuwanderung früher oder später, so früh wie möglich und vielleicht in Übergängen, vornehmen zu können. Hier gehen also das deutsche und das landwirtschaftliche Bedürfnis diametral in vorläufig unüberbrückbarem Gegensatz auseinander. Ersatz der Polen durch andere fremde Arbeiter wäre ein Ausweg, es braucht darum nicht gleich an Kulis gedacht zu werden, bei denen übrigens eine Kulisierung von Deutschen im Gegensatz zu der Polonisierung ausgeschlossen wäre. Schade, daß die evangelischen Schweden, die so viel nach Nordamerika auswanderten, durch den Aufschwung ihrer Industrie neuerdings festgehalten werden. Man hat auch auf die Finnen hingewiesen. Vorläufig könnte die Festsetzung der Getreidezölle in ausreichender Höhe einen Weg zur Verstärkung über die Arbeiter bilden. Auf einer früheren Tagung des Vereins für Sozialpolitik hat der bekannte Nationalökonom Prof. Max Weber den Grundbesitzern des Ostens zugerufen: „Wir wollen uns mit euch dem manchesterlichen Grundsatz entgegenstellen, daß der deutsche Konsument das Brotkorn ohne Zoll da nehmen möge, wo er es am billigsten bekommen kann; aber dafür können wir verlangen, daß auch ihr die Arbeiter nicht mehr nach Manchesterprinzip von da nehmt, wo ihr sie am billigsten bekommen könnt.“ Diese Gleichung stimmt in solcher Glätte doch nur stilistisch, sonst enthält sie noch unbehobene Schwierigkeiten und ungleichmäßige Anforderungen. Aber sie steht auf logischer und gerechter Grundlage und ist jedenfalls im Kern diskutierbar und nur zu verbessern. Ohnedies schließt die sich hebende Rentabilität des Körnerbaues die mögliche Emanzipation von den Hackfrüchten und damit die Herabsetzung der notwendigen Arbeitskräfte ein. Höchst beachtenswert ist wieder für sich der von Prof. Conrad in Halle gegebene Rat: beträchtlich viel Güter im Posenschen sein, ganz zumal für die heutigen Lohn- und Arbeitsverhältnisse, viel zu groß; die Besitzer sollten sie also auf die nähere und mittlere Entfernung von den Gutsgebäuden verkleinern und die Außenländereien, aus denen sich keine Bodenrente herauswirtschaften läßt, in bäuerliche Ansiedlungen der einen oder anderen Form (für Deutsche) umwandeln. So könnten Gutsbesitzer und Bauern zu beiderseitigem Gedeihen und zum Segen der Nation auf den alten Latifundien neben einander bestehen.

Neben der notwendig zu deutschen Gunsten zu verschiebenden Bevölkerungszusammenlegung ist dasjenige wichtig, was schon an sich durch die Autorität oder Geschicklichkeit der Regierung geschehen kann. Zum Beispiel, daß der nächste Erzbischof von Posen-Gnesen ein Deutscher sei. Wir wollen die ziemlich auseinandergehenden, z. T. sympathischen Urteile über Herrn von Stablewski hier nicht wiederholen; der Fehler ist, daß er eben ein Pole ist und die polnische Bevölkerung sich mit der Vorstellung zu erfüllen vermag, als ob er, der Polenprimas und geistliche Verwalter der „goldenen“ Königskapelle im Posener Dom mit ihrer rekonstruierten historischen Erinnerung, während der Vakanz des Königreichs Polen dessen tatsächlicher Verweser sei, wie man ihm denn auch auf Reisen vielfältig gleich einem König gehuldigt hat. Derselbe fällt bei einem deutschen katholischen Oberhirten der Provinz von selber weg; auch können die deutschen Katholiken dann nicht verwirrt werden. Und wenn ein solcher Kirchenfürst auch ein deutscher Mann sein sollte, wie es deren jetzt im deutschen Westen wieder auf einzelnen bischöflichen Kathedren gibt, so könnte durch ihn unserm Volke und unserem Reiche ein wahrhafter Helfer entstehen. Bis dahin freilich hilft uns nur der Grundsatz: ganz zuverlässig kommen wir in der Ostmark nur mit Evangelischen voran. Denn den deutschen Ka-

tholiken wird ihr neuerdings so schön bekundetes Deutschtum ein schließliches „Los von Polen!“ immerhin nicht wert sein, und wir können das auch nicht von ihnen verlangen.

Zu den unmittelbaren Kompetenzen der preußischen Regierung gehört die Rangstellung der deutschen Sprache. Jetzt sind die beiden Sprachen wenn auch nicht amtlich, so doch tatsächlich gleichberechtigt, und die deutsche ist im täglichen Leben eher im Nachteil. Die Polen erstreben es denn auch schon, nach dem vielfach von ihnen angezogenen Vorbilde der Tschechen eine „Sprachenfrage“ zu konstruieren, als ob Preußen mit dem Völkermengiel Österreich zu vergleichen wäre, welches zu seinem größten Schaden, ja zu seiner politischen Lahmlegung seinen amtlich deutschen Einheitscharakter verzettelt und verloren hat. Überhaupt wird viel mit schiefen Vergleichen und falschen Schlagwörtern operiert und mit Erfolg, da solche immer den Bequemen einleuchten. Zum Beispiel mit der Berufung auf die verfassungsmäßige Gleichberechtigung. Die Gleichheit vor dem Gesetz wurde gegenüber der feudalen Bevorrechtung und der absolutistischen Willkür festgemacht, sie ist eine rein staatsbürgerliche, die durch fremde Nationalität nicht aufgehoben wird, aber sonst an diese gar nicht gedacht hat. Es ist sehr wertvoll, daß neuerdings Professor Zorn die hierüber entstandene Meinungsverwirrung mit aller wissenschaftlichen Sorgfalt staatsrechtlich geklärt hat. Er führt den lückenlosen Nachweis, daß im Deutschen Reiche überhaupt keine Sprachenfrage Existenzberechtigung haben dürfte und daß im preußischen Staate allein das Deutsche als Sprache des Staates und des öffentlich-politischen Lebens anzuerkennen sei, so weit nicht örtliche Sonderbestimmungen bestehen, die mit der Verfassung nichts zu thun haben und der Abänderung nach Bedarf unterliegen. Also z. B.: der eine Versammlung überwachende Beamte muß sich nicht flugs in einen Kenner des Polnischen verwandeln, weil Preußen polnischer Abkunft in Posen, Berlin oder Dortmund polnisch verhandeln wollen, sondern umgekehrt schließt das preußische Staatsbürgerrecht dieser Polen, sich versammeln zu wollen, die Staatsbürgerpflicht ein, auf deutsch zu verhandeln. Daß die Post eine Expeditionsfirma sei, die sich nach den Launen ihrer Kunden zu richten habe, wollte uns schon früher nicht einleuchten; wir hielten sie für eine deutsche Reichsanstalt. In logischer Übereinstimmung mit Prof. Zorns Darlegungen ist ferner aus nationalen Kreisen die Forderung erhoben worden, daß die polnischen Zeitungen und politischen Druckschriften zur gleichzeitigen Beigabe einer deutschen Übersetzung zu veranlassen seien, wie sie die französischen Zeitungen im Reichslande beifügen müssen.

Es handelt sich unbedingt darum, die deutsche Sprache zu der oberen in der Ostmark zu machen, sowohl in der öffentlichen wie in der gesellschaftlichen Geltung. Das erstere würde auch das letztere nach sich ziehen, wenigstens dann, wenn alle deutschen Kräfte, private wie staatliche, hierin entschlossen und einmütig sein würden. Freilich manche deutsche Gewerbetreibende müssen sich hier in gewissen Grenzen halten, die darum noch kein Sichherabwürdigen einzuschließen brauchen. Das wird aber anders werden, wenn erst die Städte von deutschen Ansiedlungen umringt sind und wenn ferner alle Deutschen wieder solidarischer werden. Eine Hauptbedingung für letzteres ist die Sicherheit, daß der Berliner Kurs nicht wieder dreht; sonst wäre nicht zu verwundern, wenn es wieder hieße: was sollen wir uns mit den Polen herumärgern und Schaden auf uns nehmen, wenn die Regierung selber die Polen dreist macht? Weiter kommt viel auf die Beamten persönlich an. Wir schicken voraus, daß dankbar und freudig der nationale Sinn einzelner Beamtenkategorien und ihre Gemeinsamkeit mit der ansässigen deutschen Bevölkerung anerkannt wird, insbesondere auch der Geist, der durch die höhere und allgemeine Lehrerschaft geht. Nur sollten die Volksschullehrer materiell besser gestellt und auch etwas unabhängiger von der lokalen Gemeinde gemacht werden. — Leider ist es einmal so, jeder Student weiß es, daß zur Jurisprudenz zwar einerseits ein bester Teil der

Abiturienten geht, andererseits auch der ödeste. Dieser ergibt dann die nicht geringe Zahl bloßer Altmechaniker und Stellenausfüller ohne Herz und Gesinnung, die zwar nur in Ausnahmefällen in höhere Ämter gelangen, aber auch schon örtlich Schaden genug anrichten können. Nicht zuletzt durch soziale und gesellschaftliche Haltung. Im Gegensatz zu West- und Süddeutschland, wo der Mensch als solcher eingeschätzt wird und in den kleinen Städten alle Gebildeten in einer Gesellschaft sich zusammenfinden, ist der deutsche Osten der Bereich eines ebenso künstlichen wie lächerlichen Kastengeistes geblieben, welcher inmitten der nationalen Gegnerschaften doppelt schädlich ist. Kennzeichen erstrebter Vornehmheit scheint es nun insbesondere zu sein, die nationalen Vereinigungen etwa so wie den Gesangsverein Lätitia einzuschätzen und auf alle deutschen Bethätigungen der „wackeren“ Bürgermänner blasiert herabzusehen. Es ist doch ein unerträglicher Zustand, wenn aus einer ostdeutschen Stadt mitten im Polenland öffentlich die Forderung erhoben werden konnte: „Das Beamtentum muß mehr Liebe zum Deutschtum gewinnen!“ Wenn mit anderen Worten der staatlich besoldete, für Staatszwecke angestellte Beamte gewisser Jahrgänge — der Richterstand soll übrigens diese Erscheinungen relativ am zahlreichsten darbieten — wenn inmitten einer in ihrer Nationalität bedrohten, für sie kämpfenden und Opfer bringenden Bevölkerung der angehende Staatsbeamte sich zum kühlen Neutralen macht, der über dem allen steht und seine höheren Standespflichten vielmehr im jeu u. bethätigt. Unter diesen Umständen ist von den geplanten deutschen Vereinshäusern zu wünschen, daß sie Besserung und nicht noch weitere Verärgerung bringen mögen. Mögen ferner die Garnisonen in den kleinen Städten auch den Nutzen wirklich bringen, den Deutschen dajelbst das nationale Rückgrat zu steifen, wozu bei aller gebotenen Zurückhaltung der wohlmeinende und gebildete Offizier mit so Wenigem und Gelegentlichem so sehr vieles beitragen kann. Nicht Sekt-patrioten und Volkstumverächter, nicht die mirrijschen Exulanten des Westens, sondern eine Elitebeamtenschaft sollte in der Ostmark walten und heranwachsen; es sollte, wenn bisher eine Anzahl hochverdienter Persönlichkeiten der Provinz sich spontan das Ziel gesetzt haben, segensreich und deutsch zu wirken, künftig im ganzen Staate als Ehre und unersetzliches auch als Karrierevorteil gelten, sich dort auszeichnen zu dürfen, als einzelne, würdigere Zugelassene neben dem einheimischen, landeskundigen Grundstock; die Ostmark sollte, und koste das vorläufig auch etwas, überhaupt das gelobte Land für die Wohlfahrt aller Stände und für die deutsche Auswanderung werden. Vorläufig gilt sie als Stiefkind und ist es, von einzelnen neueren Maßnahmen abgesehen, auch thatsächlich; z. B. bleibt die Eisenbahnverwaltung, die so gerne nur da „Bedürfnis“ anerkennt, wo sie schon die sofortige Verzinsung sieht, hinter dem wirklichen Bedürfnis und hinter den Aufgaben einer wirtschaftlich bahnbrechenden Verkehrspolitik empfindlich zurück. Manche schönen Unternehmungen sind wieder matt-



Beethovenbüste. Von Fritz Zadow.

gesetzt worden, weil die für sie notwendige Bahnverbindung nicht als „derzeitiges“ Bedürfnis erachtet wurde. Ferner sind von Einzelheiten erwünscht kleine deutsche Volksbüchereien in den Städtchen und Dörfern. Sie sind wichtiger als die immer noch in Berlin befindliche Kaiser-Wilhelms-Bibliothek für Posen mit ihren Paritätsideen, ihren polnischen Litteraturbeständen und ihren zurückgezogenen Schenkungen deutscher Verleger. Man muß sich nicht bloß in einem aufblühenden Posen, sondern allerorts in der Provinz wohl fühlen können, zuerst materiell, dann auch durch Befriedigung von allerlei Kulturverlangen. Der preußischen Monarchie thäte ein geistes- und willensmächtiger Diktator und Spezialist der Ostmarkfrage not.

Zur Resignation ist kein Grund. Zwar gerade ganz neuerdings ist das Polentum mächtig und bedrohlich vorgekommen und macht die Abwehr zur brennenden Lebensfrage. Aber wir mußten doch eben auf die Früchte der Lehrjahre des neuen Kurses (bis 1894) und der dadurch noch verschlimmerten Lauheit und Verwirrung der Deutschen gefaßt sein, sie konnten doch nicht ausbleiben. Jetzt heißt es: wieder gut machen, mit allen Mitteln. Deutschland streckt noch nicht die Waffen vor den Polen, diesen etwa fünfzehn Millionen, wenn man alle von Sibirien bis Nordamerika mitrechnet. Wir sind noch nicht wie jene entnervten römischen Gallier, die, als die Germanen ins Land brachen, im Circus, den damaligen Varietés, sich wiggelnd zurauten, nun werde man sie alle umbringen — wobei sie vielleicht dunkel fühlten, daß ihnen recht geschehe. Bereit sein ist alles, und

die Fähigkeit dazu ist weder unserem Volke noch unserer Regierung schon verloren. Nichts Großes in der Geschichte ist durch Zagheit und Lauheit erreicht worden. Behandeln wir die Polen als Privatleute achtungsvoll, wofür sie sehr empfänglich sind, aber auch mit Selbstachtung. Weder hochmütig noch ermutigend. Und werden wir, da wo sie erklärte Feinde sind, hart und scharf, damit es nach den scharfen Schlägen — Frieden gibt. Sonst haben wir die Polenfrage, bis der letzte Deutsche polonisiert ist.

Ostmarkenfrage und Polenfrage sind nicht identisch, letztere ist die allgemeinere und schwierigere. Trotzdem, wenn erst von Thorn über Mielschin bis Kempen und Beuthen bestimmte deutsche Volksgrenze gegen slawische sein wird, wenn

die Provinz Posen nicht mehr als breites Einfallsthor des Slawentums klafft, diese Thorflügel nicht mehr unvermerkt immer weiter aufgeschoben werden, wenn drinnen in der Ostmark unverbrüchlicher Respekt gegen deutsche Autorität gelten und der polnische Miteinwohner auf jede geeignete Art ins Deutschtum einbezogen werden wird, dann sieht auch die polnische Arbeiterfrage und die Stellung der Polen im übrigen Deutschen Reiche ganz anders und viel glimpflicher aus.

Ein bekanntes politisches Axiom des Gesamtpolentums, entstanden und berechtigt aus den Erfahrungen und Beobachtungen des XIX. Jahrhunderts, lautet: Die polnische Zukunft wird auf Posener Erde entschieden werden. Wir fügen hinzu: die deutsche auch.

Besiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Schluß.)

Arnold stand als Chef des Bororts unmittelbar an dem Bohrwagen. Er lächelte bisweilen vor sich hin; hatte er doch sein kleines Geheimnis heute, selbst vor Matthiesen: ganz in aller Stille waren auf seine Anordnung in den Werkstätten Bohrer von besonderer, ganz ungewöhnlicher Länge gefertigt worden, um dem Kollegen von drüben den Rang abzulaufen, früher als der, mit einem Ansetzen der Maschine die letzte trennende Wand zu durchstoßen.

Er glaubte wohl, Matthiesen habe die harmlose List nicht bemerkt. Er irrte; aber auch Matthiesen lächelte und schwieg. „Glückliche Jugend —“ dachte er.

Fast der ganze Stab von höheren Beamten hatte sich vor Ort zusammen gefunden. Wer draußen auf dem Installationsgebiet, wer beim Vollaussbruch sich irgend entbehrlich fühlte, wollte den großen Augenblick nicht verjäumen. Flüsternd umringten sie Oberst Sicher, der sich seitlich auf einen Stapel Bretter gesetzt hatte, seine kleinen Scherze machte und doch auch die eigene ungeduldige Erwartung nicht bezähmen konnte.

Die Erwartung des Moments, in dem die Arbeit von vier Jahren ihre Krönung erhalten sollte. Was nachher noch kam, war wohl noch langwierige Vollendung. Der Triumph der Kunst, der Sieg der Technik lag doch in dem Augenblick, in dem die Arbeitspitzen von Nord und Süd sich die Hände reichten, die letzte dünne Scheide zwischen ihnen sank! Lag darin, daß sie, die an vierundzwanzig Kilometer von einander entfernt den ersten Hammerschlag gethan hatten, nach unendlichem Ringen durch Stein und Nacht, mitten in dem gewaltigen Massiv des Donale auf einander trafen! Auf den Centimeter genau, haarscharf in der im voraus berechneten und planmäßig festgelegten Mittellinie des Tunnels! Nicht der spröde Fels, nicht die Wucht des Wassers, nicht die Gluthitze des Gesteins, nicht die ewige Dunkelheit, nicht der Widerstand von ungezählten, nimmer vorauszufehenden Zufälligkeiten hatten die Menschenhand aufzuhalten vermocht auf dem Wege quer durch den Felsen, der sich an zweitausend Meter über dieser Stelle türmte — auf dem Wege, den der Menschengeist ihr vorgezeichnet.

Die Erwartung wuchs und wuchs.

Immer noch knirschten die Stahlmeißel in festes Gestein, fraßen und malnten, und das Betriebswasser der Maschine spülte die abgenagten Stücke und Brocken gurgelnd aus den Bohrlöchern zu den Füßen der Männer.

Immer noch stand die Wand dort vorn, geschlossen, gleich einer festgefügtten Scheide zwischen Nord und Süd.

Noch trotzte der Stein, als wolle er sich nimmer besiegen lassen.

Die Arbeiter, die nicht am Bohrwagen selbst beschäftigt waren, drückten sich zu beiden Seiten der Maschine hart an die Stollenwände, ihr Geß in der Hand, als möchten sie im nächsten Augenblick auf diese widerspenstige Wand dort losstürzen, sie niederbrechen, zerschmettern, auseinanderreißen. Im Halbkreis hinter dem Bohrwagen standen eng gedrängt die anderen. Aller Augen auf die fressenden Polypenarme

gerichtet, die sich tiefer und immer tiefer in den Stein bohrten.

Plötzlich faßte Arnold die Hand Matthiesens und deutete nach vorn — dort — in Manneshöhe —

Im gleichen Augenblick drehte Alessio die Kurbel — der eine Bohrer schob sich noch einmal weit vor, wie ins Wesenlose, ins Jenseits, ohne Widerstand —

„Evviva! Evviva!“ jubelten die Arbeiter, — warfen die Hände in die Höhe, tanzten im engen Raum, umarmten sich, Brust an Brust — „Evviva! Evviva!“

Und „Evviva! Evviva!“ klang es, als der Bohrer aus dem runden Loch im Gestein herausgezogen war, von der anderen Seite her, wie durch ein Sprachrohr: „Evviva! Evviva!“ Matthiesens Brust hob sich. Er atmete tief auf.

Er hörte kaum die jauchzenden Rufe, er fühlte kaum den frohen herzlichen Druck all der Hände, die sich ihm entgegenstreckten —

Sein Blick war zur First gerichtet, als könne er durch die dunkle Wölbung in den Himmel hinaufschauen —

„Dank, Matthiesen! Ich muß der erste sein, der Ihnen das sagt: Dank! Daß wir das erleben, ist Ihr Werk!“

Oberst Sicher hatte ihn mit beiden Händen umfaßt. Aber Matthiesen schüttelte den Kopf. „Nicht so! Ich bin nur der Vollender!“

Aufs neue jubelten, jauchzten die Arbeiter: „Evviva! Evviva!“

Denn jetzt war von der anderen Seite plötzlich eine blinkende, blinkende Schneide durch das dunkle Gestein geschossen, war sofort zurückgezogen worden, um gleich wieder von neuem zu erscheinen, mit einer kleinen Kapsel an der Spitze.

Alle Hände streckten sich ihr entgegen — es mußte ein Gruß vom Norden sein —

„Hier — hier, Sor Matthiesen —“

Er griff danach, ein Bild fiel ihm entgegen.

Eine Photographie: Antoine Lintal . . .

Darunter stand: „So soll denn er, der dies Werk geschaffen hat und seine Vollendung nicht mehr erleben konnte, doch als erster durch den Donale-Tunnel gehen —“

„Ganz Le Sueur!“ sagte Sicher.

Aber Matthiesen hielt die kleine Photographie fest umschlossen und blickte sie an, mit feuchten Augen.

„Es ist gut, daß er uns mahnt, seiner zu gedenken! Ich bin Le Sueur dankbar!“ sprach er dann. „Denn ohne Antoine Lintal ständen wir nimmer hier. Er plante, er wies uns den Weg. Er war der Meister, ich bin der Schüler. Wo wären wir, wenn er uns nicht dies Werkzeug dort gegeben hätte, seine Bohrmaschine! Wo wären wir, wenn er uns nicht gelehrt hätte, das Wasser als Antriebskraft zu nutzen, in unseren Dienst zu zwingen! Ehre seinem Gedächtnis! Heute und immerdar!“

Er hatte laut, ernst, feierlich gesprochen. Rings um ihn standen die Beamten, mit entblößten Häuptern. Als er schloß, war auf einen Augenblick tiefe Stille.



Die kleine Klavierspielerin. Nach dem Gemälde von Salvatore Ferrabuccio.

Aber im nächsten Augenblick schon donnerte das Gezäh gegen die Wand. Hüben und drüben. Ungeduldig rissen die Arbeiter, mit den Augenblickskräften der Erwartung, das trennende Gestein aus einander, erweiterten die Bohrlöcher, spalteten den Fels. Schlag auf Schlag — Jubel und Jauchzen —

Wie das Geröll flog! Wie sie den Stein zerlegten, diesen harten, spröden Stein, mit dem sie Monat um Monat gerungen hatten, und dessen sie nun spotten konnten!

Wieder plötzliche Stille —

Jetzt klappte schon eine über fußgroße Öffnung. Eine Hand streckte sich heraus — eine feine, beringte Hand. Und Le Sueur rief herüber: „Monsieur Matthiesen! Sind Sie dort? Hier — bitte — ehrlich gemeint . . . ich muß Ihnen als erster von Bahl aus die Hand schütteln, Glück wünschen! Er hat's begonnen, Sie haben's vollendet! Den Stein bezwungen — und uns alle dazu! Ihre Hand, Matthiesen!“

Wieder donnerten die Hacken und Hauen gegen den Fels, zertrüben und rissen ihn aus einander. Wieder Jauchzen und Jubeln, von hüben und drüben —

Da winkte Pestel den Arbeitern zu, innezuhalten. Er reichte Matthiesen das Mikrophon. „An Ihnen ist es!“

Einen Augenblick hielt Matthiesen den Apparat schweigend in der Hand, sinnend, sah nach der Uhr. Dann führte er ihn, unter tiefer Stille, an die Lippen.

„Hier — vor Ort! Sind Sie dort — Station? Hier Oberingenieur Matthiesen . . .“

„Drei Uhr zehn Minuten — Durchschlag glücklich vollzogen! Geben Sie die Nachricht weiter an unsere Büreaus, an die Arbeiter und an den staatlichen Telegraphen!“

Er ließ das Mikrophon sinken —

Und während der letzte Rest der Felswand fiel, Splitter um Splitter, Stück um Stück, Block um Block, unter Jauchzen und Jubeln, bis die Lichter von hüben nach drüben leuchteten und von drüben nach hüben, bis Matthiesen, von den begeistertsten Arbeitern auf die Schultern gehoben, hinüber sprang über das Geröll zu denen von Bahl — während dessen donnerten draußen, unterhalb der Ruinen des alten Cialdinischlosses, die Böller, trug der elektrische Funke über Berg und Thal in alle Länder die Kunde: „Heute, um drei Uhr zehn Minuten, erfolgte nach vierjähriger Arbeit der Durchschlag im Tonale-Tunnel, dem längsten Tunnelbau der Erde.“

* * *

Die Sonne stand hart über dem Gipfelzacken des Branca, als der Zug aus den graugelben Rauchschwaden am Tunnelingang ins Freie rollte. Der Tag wollte sich neigen, aber noch lag das Thal im Licht. Die letzten Sonnenstrahlen fluteten und flirrten so goldig hell über die Fahnen und Fähnchen, die Guirlanden und Kränze am Bahnhof und über die festlich gekleidete Menge, die sich auf dem schmalen Perron und dahinter bis zur Divorca drängte, daß sie die an das Dunkel des Berginnern gewöhnten Augen blendeten. Nur den großen Lichtschimmer und ein Meer von bunten Farben sah im ersten Augenblick Matthiesen, und er hörte nichts, als tausendstimmige Jubelrufe.

Der Zug hielt. Er sprang von der Lowry herunter. Er hatte Gertrud erkannt, in der Mitte aller Ingenieursfrauen; er sah in ihr rosiges, glückstrahlendes Gesicht; er wollte zu ihr.

Aber da stutzte er plötzlich, in einem jähen Erschrecken. Er griff mit der Hand nach den Augen — es mußte ja eine Sinnentäuschung sein —

Diese hohe Mädchengestalt im weißen Gewande; dies ernste Antlitz — dort an Gertruds Seite —

Da löste sich Madeleine aus der Gruppe. Sie that langsam zwei Schritte vorwärts. Und nun sie dicht vor ihm stand, sagte sie, in deutscher Sprache, leise und doch so, daß es alle hören konnten: „Ich bin gekommen, Herr Matthiesen, um Ihnen an diesem Tage, in dieser Stunde zu danken, daß Sie meines Vaters Werk vollendeten.“

Er stand noch immer starr, wie gelähmt. Ohne sie an-

zusehen, mit zusammengezogenen Brauen, die Stirn in tiefen Falten, um den Mund ein nervöses Zucken.

Auch sie hatte den Blick gesenkt. Auch um ihre herben Lippen zuckte es.

Aber sie schöpfte tief Atem, und dann sprach sie weiter, und es klang fast wie eine demutsvolle Bitte: „Wollen Sie der Tochter Antoine Lintals nicht die Hand reichen?“

Da schreckte er auf. Er sah in ihr Gesicht, aus dem alles Blut gewichen schien, er faßte ihre Rechte mit beiden Händen. Er brachte nichts heraus, als ein halberstichtes heiseres: „Ich danke Ihnen . . . ich danke Ihnen . . .“ aber er beugte sich über die Hand, die kalt und bebend in der seinen ruhte, und küßte sie.

Wortlos trat Madeleine zurück in die Gruppe der anderen, und dann — als diese Matthiesen umringten, überlaut, mit immer neuen Glückwünschen, ihm Blumen darreichten und Lorbeer — immer weiter und weiter. Bis sie am Staketenzaun stand. Da sah sie noch einmal hinüber zu der hohen Mannesgestalt, die alle um Kopflänge überragte, auf dies ernste, feste Gesicht. Und es war ihr, als suche sie sein Blick — wie vorhin, mit dem fragenden, nein, mit dem zweifelnden, ungläubigen Ausdruck. Sie wandte sich schnell und drängte sich durch die Menge, bis zur Divorca, über die Straße hinweg — nach Hause —

* * *

Der Tag sank herab.

Madeleine hatte ihr Köfferchen gepackt. Morgen mit der Frühpost wollte sie abreisen. Sie war noch einmal am Grabe des Vaters gewesen, nun kam sie langsam zurück, schon wieder im schwarzen Kleide, ging mit schweren müden Schritten durch den kleinen Vorgarten.

An der Veranda blieb sie stehen, legte den Arm auf die Balustrade und blickte hinunter in das Thal.

Auf dem Installationsgebiet glühten schon die elektrischen Lampen; weiter hinauf, an der Divorca, wo die Beamtenwohnungen und die Arbeiterhäuser zusammenstießen, leuchtete es bunt von farbigen Papierlaternen.

Im Thal war es hell. Die Berghänge lagen im tiefen Dunkel, im düsteren schweren Bogen wölbte sich der Himmel über der Schlucht. Dann und wann sprühte drüben eine Rakete empor, goß auf einen Augenblick grelles Licht über die zerrissenen Steinklüfte, um dann hoch oben in tausend Sterne, Sternchen, Funken zu zerfliegen.

„. . . Gott segne Ihren Entschluß!“ hatte ja wohl heut früh seine Schwester gesagt, die rosige, blonde . . . die glückliche Frau.

Aber dann hatte sie doch stumm und still vor ihr geessen, sie angeschaut mit ihren blauen, ehrlichen Augen —

„. . . warum erst heute? Warum erst jetzt?“ stand darin zu lesen. Und so seltsam gepreßt, so unsicher klang es weiter, als sie endlich sagte: „Mein Bruder wird gewiß sehr glücklich sein . . . daß Antoine Lintals Tochter heut hier ist.“ Und dann: „er hat schwer gelitten. Er hat Sie geliebt, Madeleine. Das weiß ich. Aber nicht mehr. Denn er hat sich abgeschlossen gegen jedermann, auch gegen mich. Er gehört nicht zu den Naturen, die ihre Schmerzen auf dem Markt der Welt verhökern, um andere mittragen zu lassen. Er will allein tragen — immer!“ —

Vom Klubhaus herüber tönten frohe Männerstimmen, Gläserklirren, Gesang. Die Beamten feierten dort wohl den großen Tag. Von rechts her, aus der Posta, kam heiterer Mandolinentklang —

Die Luft so weich und so lau. Die Magnolien im Garten dufteten so süß —

Madeleine stand noch immer, regungslos, den Arm auf der Balustrade, das Kinn in der Hand.

Das war nun also der Abschluß. Das Finale.

Was wollte sie mehr? Sie hatte zu sühnen versucht. Und wenn in ihrem Herzen, halb unbewußt, ein armseliges Fünkchen Hoffnung geglimmt hatte, — nun mußte sie sich bescheiden . . .

Wie er heute vor ihr gestanden hatte . . . wie er sie angeschaut hatte! Jawohl . . . ihre Rechte hatte er in der seinen gehalten . . . seine Lippen hatten auf ihrer Hand gebrannt . . .

Aber in seinen Augen hatte nicht gestanden: Nun ist alles gut — nur Erstaunen, nur eine forschende, zweifelnde Frage hatte sie darin zu lesen vermocht.

Es konnte ja auch nicht anders sein! Einsicht, die zu spät kommt, pocht an verschlossener Pforte. Und Liebe, die sich mit Erz umgürtet, ein Herz, das sich selbst künstlich versteint hat, löschen jede Blut. —

Stein auf Stein gibt wohl Funken. Aber nur Funken, und sie zerstreuen wie die Raketensterne dort unten, und es bleibt die Nacht.

Wie hatte doch das Sprüchlein des Landmanns aus dem Elsaß gelautet, des alten Reinmar, über das sie einst so gelächelt: „Ein ledig Weib soll um den Mann Mit werben, es steht ihr nit an, Die Liebe will's nit leiden. Doch daß sie sich bescheiden In Jugend Kleid', in Zucht und Sitt', In Guld und Anmut, und damit Des Mannes Herz gewinne, Das steht wohl an der Minne!“

Vor siebenhundert Jahren hatte das die Nachtigall aus Hagenau gesungen . . . es galt heute wiedamals.

Sie mußte plötzlich lächeln, trübe lächeln. Ihr fiel ein Wörtlein Sichers ein, so drollig und scheinbar so banal, und doch sagte es dasselbe: „Enfin, Kindle, ich predige es meiner Ältesten immerzu — ein alter Bordeaux, den ein Mann lieben soll, muß mollig sein. Und eine Frau, die ein Mann recht lieb haben soll, muß auch mollig sein. Aber davon wollt Ihr heutzutage ja nichts wissen. Ihr thut Euch alle was besonderes darauf zu gute, stachlig zu sein und hart wie der Stein! Und dann wundert Ihr Euch —“

O, es gab wohl noch Männer, die auch den Stein besiegten.

Aber wenn sie ihn besiegt hatten, dann verächten sie es, ihn aufzunehmen — weil er Stein gewesen war. —

Drüben, in der Posta, ging der Mandolinenspieler in eine schwermütige Melodie über.

Es klang, ihr wenigstens, fast wie die Begleitung zu Leopardis Sang:

„ . . . A te la speme
Nego“, mi disse, „anche la speme; e d'altro
Non brillin gli occhi tuoi se non di pianto!“

„ . . . Dir sei verjagt, sprach sie,
Die Hoffnung, selbst die Hoffnung! Deine Augen
Erglänzen sollen sie allein von Thränen!“

Wie, weich die Luft war. Und wie die Magnolien dufteten . . .

Das Scheiden war doch schwer — Und ein Vergessen konnte es nimmer geben.

* * *

Über dem Hang kam langsam der Mond empor. — Silbern schäumte nun unten die Divorca. Die Berge drüben hellten sich mählich auf. Im Mondenschein hob sich der lange Rauchschwaden am Tunneneingang deutlich ab, und gerade kam, das rote Stirnlicht voran, die Maschine aus dem Stollen —

Das war die Arbeit! Er hatte keine Arbeit! Sie half ihm hinweg über alles, wohl auch über die Liebe!

Nein! Nein! Gottlob, daß er die Arbeit hatte, diese kraftspendende, lebensschaffende Arbeit! In ihr war er groß! Durch sie stark! Und wenn dies Werk hier vollendet war, dann zog er weiter, gewiß, überall ein neues Feld zu finden, das er

beackern konnte, auf dem er sich zu bewähren und neuen Ruhm zu ernten vermochte! Und so würde sie immer von ihm hören —

Unten auf der Landstraße klangen schnelle Schritte — ein Arbeiter wohl, der zur Posta ging — die eiserne Gartentpforte schlug ins Schloß. War's schon Oberst Sicher?

Sie beugte sich ein wenig vor.

Und dann hätte sie fliehen mögen und stand doch wie gebannt.

Matthieser kam auf sie zu —

Er kam . . . zu ihr . . .



Nacht der Gewohnheit. Nach dem Gemälde von H. Fieg.
(Photographie - Verlag von G. Heuer & Kirnse in Berlin.)

Er hielt den Hut in der Hand. Sein Gesicht war tiefernst. Er sah nicht aus, wie ein Mann, dessen Herz froh ist.

Nun stand er dicht vor ihr. Und er suchte nach Worten.

Sie hatte langsam den Arm von der Balustrade herab gleiten lassen. Aber sie lehnte mit der Schulter an der Mauer, als fürchte sie, niederzusenken. Ihr Blick, der eben noch, wie er den mondscheinbeleuchteten Gang heraufkam, in atemlosem Hoffen jeden Zug seines Gesichtes durchspäht hatte, glitt an ihm vorüber — sie wagte nicht, ihn anzusehen.

Da sprach er endlich: „Gnädiges Fräulein, ich hörte von Oberst Sicher, daß Sie schon morgen früh abreisen wollen. So bitte ich um Vergebung, wenn ich Sie heute noch störe. Aber ich mußte Sie sprechen . . . nachdem Sie gekommen waren . . . zu diesem Tage. Ich bin kein Meister des Wortes, heut am allerwenigsten. Ich spreche gewiß sehr ungalant, doch es kommt wohl uns beiden nicht darauf an. Ich muß Sie fragen: kamen Sie nur, um heut hier nicht zu fehlen — oder kamen Sie, weil Sie wirklich eingesehen haben, daß Sie mir unrecht thaten?“

Es klang so herbe, so hart. In Accenten, aus denen man heraushörte, wie schwer ihm die Worte wurden, und die doch so bestimmt, so schneidend scharf waren.

Aber sie begriff: er konnte nicht anders sprechen. Es waren Mannesworte.

Sie fühlte sich auch gar nicht gedemütigt. Es war sein Recht, was er begehrte.

Sie hob beide Hände vor die Brust, sah ihn voll an und wiederholte: „Ich kam, weil ich eingesehen hatte, daß ich Ihnen unrecht that —“

Ein Aufleuchten ging über sein Gesicht.

„Und Sie zürnen mir nicht, daß ich hier stehe und frage?“

Leise schüttelte sie das Haupt und ihm war, als lächle sie ganz leise: „Zürnen? Wie sollte ich?“

Einen Augenblick stand er wieder vor ihr, wortlos, mit herabhängenden Armen.

„Als ich sehr elend lag, dort oben —“ sprach er dann, zögernd, schwer —, „stellte meine Schwester mir eine rote Rose an mein Bett. Sie hatte . . . sie gefunden . . . im Nebenzimmer. Es waren . . . zwei Damen darin gewesen . . . Ich weiß bis heute noch nicht, wer die Rose dort ließ . . .“

Sein Blick haftete fest auf ihrem Gesicht. Wie weich diese Züge geworden waren!

Nun schlug sie doch die Augen nieder. Aber nur auf die Länge eines Atemzuges. Gleich sah sie ihn wieder voll an, und wieder lag ein stilles Lächeln auf ihrem Antlitz . . . ein so mädchenhaftes Lächeln . . .

„Das kann ich Ihnen wohl nicht sagen, Herr Matthiesen . . . aber . . .“

Er wartete nicht ab, daß sie den Satz vollendete.

Ein Jubellaut brach sich von seinen Lippen. Und er breitete die Arme aus und zog Madeleine an seine Brust —

* * *

Unten am Hang, hinter der Magnolie, stand Oberst Sicher, die Riefencigarre im Munde, in der Hand sein rotseidenes Taschentuch, mit dem er sich manchmal über die Augen fuhr. Er wartete ganz geduldig, geraume Zeit.

Endlich pürschte er sich vorsichtig an das flüsternde Paar heran, nach allen Regeln der Kunst, und tippte plötzlich Madeleine auf die Schulter:

„Nun . . . Du harter Stein . . . Du! . . . Hat er Dich auch besiegt?“

Sie schrakten beide ein wenig zusammen.

Dann lachte Matthiesen, wie ein glücklicher Mensch lacht: „Nein, nein, Oberst! Sie hat sich selbst besiegt! Und das ist das Höhere, das ist unseres Glückes Bürgschaft! Nicht wahr, Madeleine?“

Madeleine Lintal antwortete nicht. Aber ihr Kopf ruhte fest an der Brust des geliebten Mannes.

Berlin unter Friedrich Wilhelm I.

Das Jahr 1713 bildet einen bedeutamen Wendepunkt in den Geschichten Preußens. Der Glanz der jungen Königskrone hatte größere Stimmen verschlungen, als der noch unfertige Staat aufzubringen vermochte. Mit dem äußeren Prunk hatte eine verständige Finanzwirtschaft nicht Schritt gehalten. Noch fehlte dem Königsstaat das sichere Fundament, auf dem er kommenden Stürmen hätte trogen können, und es darf heute als unbezweifelte Thatsache gelten, daß ohne die Grundlagen, die der Nachfolger des ersten Königs in Heer und Verwaltung schuf, Preußen nie den Weg zur deutschen Vormacht gefunden hätte. Es ist ja bekannt, daß Friedrich Wilhelm I. so ziemlich in allem das Gegenbild seines Vorgängers war. Dies trat von der ersten Stunde seines Regierungsantrittes in allen seinen Handlungen und Anordnungen hervor, und am meisten empfanden es zunächst natürlich die Einwohner seiner Hauptstadt Berlin. Von eigenartigem Reiz ist es daher, zu sehen, wie sich in Ausprägungen jener Jahre Zustände und Empfindungen wiederpiegeln. Wenn heute zahllose Tageszeitungen uns nicht nur die Ereignisse aufs schnellste zu berichten suchen und uns über Strömungen, Meinungen und Empfinden aufklären, so war dies Mittel der damaligen Zeit noch fast unbekannt. Wöchentlich wenige Male erschienen in einigen großen Städten kleine Blätter, die nur das Wichtigste der Weltbegebenheiten mitteilten. Dafür war es nicht ungewöhnlich, daß sich hochstehende Persönlichkeiten Bericht über Vorgänge schriftlich erstatten ließen, und wo solche „Relationen“ oder „Nouvelles“ zusammenhängend erhalten sind, gewähren sie uns ein treffliches Zeitbild. Da solche Berichterstattung aber sehr kostspielig war, konnten nur Reiche sie sich gestatten, und es sind daher diese geschriebenen Zeitungen nur ausnahmsweise in ganzen Reihen uns überkommen. Wir müssen es daher als eine besonders günstige Fügung betrachten, daß uns eine derartige Reihe Berliner geschriebener Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735 aufbewahrt ist, die der eifrige Geschichtsforscher Dr. Friedlaender, der Vorstand des Berliner Staatsarchivs, in einem siebenhundert Seiten starken Bande zusammengestellt hat.

Es waren Berichtersteller des Fürsten von Ostfriesland, die zweimal wöchentlich an dessen Hof von Aurich ihre Zeitungen für das Honorar von fünfzig Thaler jährlich sandten, und ein fesselndes Stück Zeitgeschichte entrollt sich beim Lesen vor uns, aber zum Schluß wird doch ein jeder das Gefühl nicht unterdrücken können: Wie gut, daß wir nicht mehr in einer solchen Zeit leben! Unendlich viel roher

und ärmer war doch auch das Dasein der höheren Schichten, verb und kräftig der Genuß und von edleren geistigen Bestrebungen kaum etwas zu spüren. Und wie sah das Berlin jener Tage aus! Ein Bewohner der heutigen Millionenstadt würde sich verwundert die Augen reiben, wenn er eines Morgens erwachend, sich dahin zurückversetzt sähe!

Da gab es allerdings schon die Dorotheen-, Friedrichs- und Königstadt, den Friedrichswerder und Neu-Kölln am Wasser, aber von der Friedrichstadt zum Beispiel wird uns von 1713 berichtet, daß dort so viel Häuser leer stehen, daß „viele taxiret und zu öffentlichem Verkauf angeschlagen werden; die müßten sie dennoch allezeit unter der Taxe loszuschlagen, anerwogen zum öftern vor ein Haus so auf 8000 Thaler taxiret nur 3000 Thaler gebothen und auch darum verkauft wird“. Dies führte zu einer Verordnung des Königs, „keinen haushaltenden Einwohnern und Handwerkerleuten, so alhir in Arbeit stehen oder doch wehnigstens arbeit haben können, fernerhin Pässe zu ertheilen“. Was würde unsere Zeit zu solcher Beschränkung der Freiheit sagen? Auch gegen Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelms, 1735, ist es damit nicht besser geworden, selbst da stehen noch die „neuen Häuser auf der Friedrichstadt mehrentheils ledig, und viele von den Eigentümern geben Leute die freye Wohnung, andere müssen noch Geld zugeben, damit sie jemand bekommen, der ihre Häuser bewohnt, weil die Diebe solche besuchen, die Fenster und Schloffer von den Thüren, auch ander Eisenwerk aus solchen Häusern stehlen“. Und wenn der König zu Anfang seiner Regierung die Auswanderung zu verhüten suchte, so ließ er jetzt „in allen fremden Landen kund machen, daß außer denen vorhin beandten Freyheiten und vielen douceurs, die hier sich zu etabliren gesommene Handwerker auch zwei Jahre freye Wohnung genießen sollen“. Im Tiergarten hatte Friedrich I. auf dem Wege bis Charlottenburg 600 Laternen setzen lassen. Friedrich Wilhelm dünkten sie unnötig, sie wurden schon 1714 „herausgerissen und seyn nach Potsdam zu Wasser abgefahren worden, daselbst auf die Gassen gesezet zu werden.“ Der Lustgarten am Schlosse, den Friedrich mit den seltensten ausländischen Gewächsen geschmückt, wurde „mit ehestem rasiret und in einen Place d'armes verwandelt“. Durch Vermehrung der Garnison vermeinet der König den Bürgern Nahrung zu geben, davon aber außer dem Brauer und Becker sonst wenige profitiren, die übrige werden hingegen durch die starke Einquartirung sehr gedrückt, und gehen schon die Diebereyen so stark im schwange, daß fast alle Nächte Kaufmanns-Laden aufge-

brochen, auch sonst Leute auf den Gassen spoliert und unter gewaltsamer Bedrängung Geldt von ihnen gefordert wird, überdem äußert sich die Noth und Armuth bey mittleren und geringen Stände täglich mehr und mehr.“ Das Denkmahl des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke mußte sich einmal eine ähnliche Beschädigung gefallen lassen, wie die heutigen Denkmäler der Siegesallee. Es wurde 1715 daran „eine Krone von den Sinnbildern, so an den Seiten des Piedestals stehen, abgebrochen“, nachdem der König wenige Tage zuvor die Schildwache, die sonst davor gestanden, hatte eingehen lassen.

Die Einwohnerzahl hatte von 1712 bis 1714 um 17 000 Menschen abgenommen, „darunter allein 7000 bis 8000 Handwerker“, und betrug etwas über 40 000. Die Zahl der Geburten im Jahre 1713, 2410, hatte die der Sterbefälle, 2282, nur um 128 übertroffen. Zahlreich sind die Klagen über zunehmende Teuerung. Im Sommer 1714 meldet der Schreiber, daß „der Preis von allen Victualien wegen Mangel an Schlacht- und Hornvieh binnen 14 Tagen merklich gestiegen, und gilt der Scheffel Roggen alhier 1 Thlr. 8 ggr., welches bei vielen armen Leuten hier großes Lamentiren machet“. Infolgedessen wurde „allen Edelleuten, Bürgern, Kornhändlern und Landleuten, so einen Vorrath von Kornfrüchten haben, anbefohlen, solchen zum Verkauf nach dem marktgängigen Preis in die Städte zu bringen“, der König ließ selbst „seine Magazine öffnen, dieserwegen der Scheffel Roggen bereits 1 Thlr. 2 ggr. wieder gilt. Die auf den Wucher lauernden Kornhändler seyn deswegen nicht wenig verlegen, weil ihnen auf einmahl das Concept verrückt“.

Einen breiten Raum in den Berichten nehmen Mord und Todschlag ein und zwar nicht nur in den niederen Klassen. Einmal ersticht ein Soldat oder Unteroffizier den anderen im Streit auf offener Gasse, öfter aber auch ein Offizier den anderen. Der Geselle ersticht seinen Meister, einmal sogar ein sechzehnjähriger Joachimsthalers Gymnasiast einen Grenadier. Dies wurde Ursache, das Degetragen der Gymnasiasten zu verbieten. Unaufhörlich sind die Klagen über Exzesse der Soldaten. „Die Bosheit und Uebelthaten der Soldaten nehmen jezo wieder zu — heißt es 1715 — und da sie sich nach 9 Uhr wegen der patrolle nicht viel dürfen sehen lassen, ataquieren sie die Leute vor der Zeit und herauben dieselbe.“ Auch sonst war Straßenraub an der Tagesordnung. Ein Domdechant war „des Nachtes stark beraubt in ein Loch des Canals gefallen, haben zween ihn die Nacht gefunden, ihm Rock und Camisohl ausgezogen und den Degen, Huth, perruque, Uhr und alles bey sich gehabte Geld abgenommen. Derjebige ist wenige Tage darauf verchieden.“

Auch mit der Rechtspflege muß es noch nicht allzu gut bestellt gewesen sein, denn der König sah sich schon 1713 genötigt, eine „scharffe Verordnung wider die Corruptiones der Richter“ zu erlassen, „vermöge welcher keinem unter ihnen frey stehen solle, das geringste Geschenk, sogar auch nicht einmal Küchensteuern (also Schwarz) von den Parthen anzunehmen“. Von öffentlichen Vergnügungen wird uns kaum etwas berichtet, und die Vergnügungssucht kann damals nicht die Leute nach Berlin gelockt haben. Die einzige öffentliche Schaustellung war die des „berühmtesten starken Mannes“ (Johann Karl Ekenberg), der 1717 nach Berlin kam. „Zwey Pferde können denselben nicht von der Stelle ziehen und mit einer Hand kan er ein Pferd mit sampt dem Reuter in die Höhe heben.“ Auch der König wohnte am 10. Juli 1717 seiner Vorstellung bei und „hat selber die Pferde mit peitschen helfen, dennoch ist er nicht von seinem Lager gewichen. Man machet demselben eine Rechnung, daß er wenigstens 7000 Thaler hier in sieben Wochen gewonnen“.

So sloß das Leben des Volkes wohl ohne jede edlere Vergnügung dahin, und der Trunk war die einzige Anregung, die in ausgedehnter Weise geübt wurde. Zu den höheren Kreisen herrschte allerdings hie und da Uppigkeit, insbesondere in den Finanzkreisen. Dafür fehlten auch die Bankerotte nicht, von denen unaufhörlich berichtet wird. Von einem solchen bankerotten Bankier heißt es: „Seinen Hoff und Wohnung hält er eine halbe Stunde von hier, wo alles in abondanz jederzeit gewesen, dabey auch als ein Wunder seine Haushaltung admiriret, und von großen Herrn, als dem Czaar und dem hochseeligen und jetzigen Könige, öfters besucht und von dem Manne öfters tractiret worden. Weilen er niemahlen verheurerathet hat er immer zum jezigen Könige gesagt, er wolte S. K. M. zu seinem Erben machen.“

Was berichten nun aber unsere Zeitungen vom Könige selber? Auch hier sind es seine drei Haupteigenschaften, die dauernd hervortreten, seine Liebe zum Soldatenhandwerk, seine Sparsamkeit und seine Jagdleidenschaft. Er war es, der das Soldatenkleid erst zum „Rock des Königs“ machte. Noch sein Vorgänger hatte das gestricke Hoffkleid nach französischer Sitte getragen, von ihm aber schreibt unser Gewährsmann schon 1714: „Es hat sich der König einen Regimentsrock von dem tuche wie es die Officier haben, machen lassen, weil Er als Obrister davon selbst tragen will.“ Und diesen Oberstenrock seines Regiments hat der König bis an sein Lebensende getragen und nur mit dem grünen Jagdrock mit schwarzen Aufschlägen vertauscht, wenn er in Wusterhausen weilte. Denn selbst die Jagden in Potsdam ritt er in Uniform. Sorgsam wird berichtet, wie lange der König im Berliner Tiergarten selbst die Regimenter exerzirte, so daß er einmal „beynahe drei stunde pelotonweise continuirlich Feuer geben lassen“. Ein andermal hat er dort „alleine

über zwey stunde mit Feuer geben, Granaden werfen (d. h. die Grenadiere wurden im Werfen von Handgranaten geübt) und charpiren zugebracht“. Auch daß die Erwerbung „Großer Kerls“ für seine Potsdamer Garde allmählich zur Leidenschaft wurde, ersehen wir aus diesen Berichten. Wer ihm solche lieferte, konnte alles erreichen. Ein Stallmeister will eine Reitschule errichten, wird aber abschlägig beschieden. Nachdem er „zwey große Mannschafft zu Wusterhausen präsentiret, hat er auf zwölf Pferde Futter bekommen und zeigt dies noch immer, daß ein supplicant, von dergleichen begleitet, niemahlen eine Fehlbite thun könne“. Ein andermal heißt es: „Daß die passion vor die große Leute noch immer stark sey, hat man jezo ein neues Zeugniß, indem ein Cavalier aus dem Tecklenburgischen vielfältig dispensation gesucht, seiner verstorbenen Frauen Schwester zu heurathen, aber nicht erlangen können. Nachdem derselbe aber vor einiger Zeit zwey große Leute präsentiren lassen, ist ihm sein Suchen accordiret.“

Man würde aber fehl gehen, wenn man in dieser Leidenschaft des Königs für die „Großen Kerls“ das Wesen seiner Soldatenthätigkeit sehen wollte. Durch seine bis ins kleinste gehende Ausübung des Dienstes, dem er ganze Tage bewohnte, legte er den Grund zu der altpreussischen Dressur, der sein großer Sohn nur seinen Geist einzuhauchen brauchte, um damit gegen eine Welt von Feinden zu siegen.

Als weiterer Grundzug seines Wesens tritt seine hausväterische Sparsamkeit hervor, die er von seinem eigenen Haushalt vielleicht nicht immer richtig auf den Staatshaushalt zu übertragen suchte. Fast in jedem Bericht wird uns ein charakteristischer Zug dafür berichtet. Es ging so weit, daß der König überflüssige Sachen aus der Hofhaltung an die Berliner Juden verkaufte. 1717 meldet unser Gewährsmann: „Der König hat alle Opern-, Comödianten-, seiner hochseeligen Frau Mutter und seine eigene Maskeradenkleider an die Juden vor 3500 rthlr. verhandeln lassen, wobei die Juden einen Gewinn von mehr als 1000 rthlr. gefunden“, nachdem er schon im Jahre zuvor mitgeteilt hat: „Der König hat 36 Fischen und Chaisen aus dem Stall an die Juden vor 1800 rthlr. verkaufen lassen. Die Geheimplätze von Kamecke und Creutz haben davon wieder einige von den Juden erhandelt.“ Schon am Tage des Leichenbegängnisses seines Vaters dankte er alles überflüssige Hesperional ab: „Bey dieser Leichenprocession haben verschiedene ihre letzten Dienste bey dem Königl. Hause verrichtet, als Trompeter, Köche und Schweizer u. s. w. wurden Morgens um 7 Uhr vor der Procession abgedanket.“ Auf alle nur mögliche Weise suchte Friedrich Wilhelm Geld zu erwerben, um damit seinen Staatschatz zu vergrößern, so unter anderen durch Verkauf von Titeln: „Der Cammergerichtsrath von Katte hat auch 1000 thlr. offeriret, so hat sein Suchen bald statt gefunden und hat der König nur gesagt: „Abermahl einen Hasen mit 1000 thlr. gefangen.“

Die Jagdpassion des Königs tritt uns hier nur insofern entgegen, als seine lange Abwesenheit besonders in Wusterhausen häufig gemeldet wird und dann die Nachrichten spärlich fließen. Auch hier waltete die größte Sparsamkeit, und der König rühmt sich, daß er eine Jagd, die seinem Vorgänger 200 Thaler gekostet, jetzt für 6 Thaler abhalte. Hier wurde denn nach beendeter Jagd ebenso wie nach den Truppenübungen dem Trunk kräftig zugeprochen. Darin zeigt sich Friedrich Wilhelm, trotzdem er den ausgedehnten Absolutismus schuf, noch ganz als der Landesherr der alten Zeit, der als erster Großgrundbesitzer am liebsten mit seinen Genossen beim Becher sitzt. So heißt es von einer Truppenbesichtigung im Tiergarten: „Darauf ist der König und der Fürst von Anhalt nebst vielen Generals vom Generalmajor von Gersdorff zu Mittag tractiret worden, woselbst stark mit den Gläsern chargirt, und bey jedem truncke seyn die Glase entzwey geworffen.“ Niemals aber trank der König zu viel, wiewohl er dies bei anderen nicht ungen sah. So berichtet unser Gewährsmann von seiner Teilnahme an der Hochzeit des Oberleutnants von der Marwitz mit dem Hofräulein von Sontfeld: „Inzwischen hat der König sich stark dabey erlustigt und die ganze Nacht durch stets getanzt, wiewohl die mehriste Zeit als ein Mousquetier die Pfeiffe im Munde habend verkleidet. Dem Bräutigam mit den übrigen Gästen ist dermaßen mit dem Truncke zugeleget, daß man sie fast alle wegtragen müssen. Des Morgens um 5 Uhr hat der König dennoch daselbst über 100 Schwedische Gefangene, so Dienste zu nehmen persuadiret worden, gesehen.“

So trägt alles in dieser merkwürdigen Zeit, auch der Genuß, ein derbes Gepräge, und wir können es empfinden, wie der feine und reich angelegte Geist des heranwachsenden Kronprinzen mit dieser Umgebung in Widerspruch geraten mußte, der endlich zu gewaltsamem Ausbruch gelangte. Wir verstehen es aber auch andererseits, wie der gereifte Mann, als er selbst der allmächtige Hauswirt seines Staates wurde, alle die großen Eigenschaften seines Vaters würdigte, seine Geschäftskennntnis, seine unerermüdete Sorgfalt auch für die kleinste Einzelheit seines großen Staatshaushaltes, seine weise Sparsamkeit, seine nie rastende Arbeitskraft, sie waren auch sein Erbeit geworden und seinem Staate zum Segen. Die Schwroffheiten aber dieses eigenartigen Monarchen sind wir heute milder zu beurteilen geneigt, wo wir zu einem bessern Verständnis seiner Zeit gelangt sind. Dazu dienen auch diese „geschriebenen Zeitungen“, aus denen wir unsern Lesern einiges Charakteristische zu geben verucht haben.

Familiäntisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

In den tiefverschneiten Winterwald des Harzes führt uns die anmutige Landschaft von A. Fink, mit der wir die Bilderreihe der heutigen Daheimnummer eröffnen. Wie der Schnee auf den Hängen der kleinen Tal- senkung liegt und sich auf den Ästen und Zweigen der Bäume und auf dem Gestrüpp und Gewirr am Boden in lockeren, weichen und weißen Klümpchen und Mätzchen zart und flaumig gelegt hat, das ist ungemein stimmungsvoll und poetisch, aber auch wie zum Greifen plastisch auf dem schönen Bilde wiedergegeben. Droben am Abhang suchen ein paar Rehe im hohen Schnee ihre schmale Winterkost und beleben anmutig die mit feinstem Naturgefühl studierte Landschaft.

Auf Seite 17 bietet uns Fritz Zadow eine vortreffliche Beethovenbüste. Die gewaltige Stirn, der herb, fast düster geschlossene Mund mit dem Schmerz- und Hoheitszuge, der darum spielt, zeigen das Antlitz des großen Dondichters in einer Auffassung, die uns rührt und ergreift.

Salvatore Barbudos „kleine Künstlerin“ bildet den Mittelpunkt einer vornehmen Gesellschaft, die in einem reich ausgestatteten Prunkzimmer versammelt ist, um dem Konzert der jüngsten Tochter des Hauses still und andachtsvoll zu lauschen. Der italienische Künstler schwelgt auf dem Bilde förmlich im Glanz schillernder Seidengewänder, hunder Geräte, spiegelnder Gläser und blitzer Ornamente.

Etwas weniger förmlich benehmen sich die beiden Windhunde auf unserem letzten Bilde, die in dem großen Lehnstuhl sitzen und gemüthlich um die Wette gähnen und ihre prächtigen Gebisse zeigen. Der originelle Malereinfall ist recht drastisch und humorvoll ausgeführt.

Chinesische Seide.

Unter den vielen kleinen Andenken, welche unsere Besetzungstruppen aus China mitgebracht haben, nehmen seidengestrickte Stoffe und Jade unfraglich den ersten Rang ein. Die Porzellane, Bronzen, Specksteinschnitzereien sind meist minderwertig, — aus Peking aber wurden wirkliche alte Stickerien herausgetragen, und das will was bedeuten, denn die Chinesen sind selbst große und zahlungsfähige Sammler ihrer alten kunstgewerblichen Erzeugnisse. Infolge davon wird viel imitiert, und das meiste im Handel vorkommende ist gefälscht. Die Nachahmungen alter Seide sind den Originalen täuschend ähnlich, denn man versteht in China dem neuen Produkt durch chemische Mittel so geschickt verblichene und verschlossene Stellen beizubringen, daß es selbst für Kenner schwer ist, alt und neu zu unterscheiden. — Die bedeutendste Seidenzucht Chinas ist heute in der Provinz Tschekiang, an zweiter Stelle folgt Kiangsu, worin Schanghai liegt, der Haupthafen für die Seidenausfuhr. China erzeugt mehr Seide als die ganze übrige Erde zusammen. Im Jahre 1899 wurden für 82 Millionen Taels Rohseide und Seidenwaren aller Art ausgeführt, die im Lande selbst verbrauchte Seide wird mindestens auf das Doppelte der ausgeführten geschätzt, so daß man ein Gesamt- erzeugnis im Werte von etwa 1000 Millionen Mark erhält. — Die beste Seide und die kunstvollst bestickte bleibt für den Bedarf des Peking Hofes reserviert. Durch die Anfertigung von Seidenstickereien finden ungezählte Menschen ihren Lebensunterhalt, denn nicht nur Frauen, sondern auch Männer betreiben diese Kunst. Bei weitem die schönsten Sachen werden in den kaiserlichen Faktoreien von Hangtschau, Suttschau und Nanking hergestellt. Diese Kostbarkeiten kommen jedoch nicht unmittelbar in den Handel, weil es den Arbeitern und den Mandarinen bei strenger Strafe unterlagt ist irgend etwas zu verkaufen. Alles geht vielmehr an den Hof nach Peking. Hier

wird zunächst das Beste für die kaiserliche Familie ausgesucht, was übrig bleibt wird an die zahllosen Höflinge und an die in der Hauptstadt beschäftigten Beamten verteilt. — Die in anderen als den kaiserlichen Fabriken hergestellten, für die Ausfuhr bestimmten Sachen, hauptsächlich Tücher, Tischdecken und Fenschirme, können sich gewöhnlich an Geizmaß und Eleganz mit den Peking Stickerien in keiner Art messen. Für Peking arbeiten nur Männer. Die Männerarbeit zeichnet sich durch Schönheit der Muster und Schwung in der Komposition aus, sieht man jedoch auf die Feinheit der Stiche, so tragen die von Frauenhand gefertigten Stickerien den Preis davon. Auf einem Brillenfutteral von sechs Zoll Länge und zwei Zoll Breite zählte man nicht weniger als 20 000 Stiche.

Die ältesten Nachrichten über die Seidenzucht lassen übereinstimmend Ostasien als ihre Heimat erkennen. Die Gemahlin des Kaisers Huangti soll sie ums Jahr 2600 v. Chr. eingeführt haben, i. J. 2204 v. Chr. war sie,



Seidengestrickte chinesischer Anzug, erbeutet bei der Erstürmung von Nanking (19. Juli 1864). (Ethnographisches Museum zu Hamburg.)

dem Schu King, den ältesten chinesischen Annalen zufolge, in China bereits wohl- bekannt. Bis ins VI. Jahrh. n. Chr. blieb die Kunst der Seidenbereitung auf China und einige Norddistrikte an der Westgrenze des himmlischen Reiches beschränkt. Die Seide selbst war schon den alten Griechen wohl- bekannt. Man bezog fertige Gewänder (*σηρμα*) und auch den Rohstoff (*μαρα*) in Kokons oder verpömmen. Berühmt waren die feinen durchscheinenden Seidengewebe der Insel Kos. In Rom begannen bereits zu Ende der Republik die Frauen ganzedene (*holoserica*) und halbseidene (*subserica*) Ge- wänder zu tragen, doch galt die Seide noch zu Tibers Zeiten für so kostbar, daß dieser Kaiser das Tragen seidener Kleider verbot; unter Aurelian wurde die Seide mit Gold aufgewogen.

Ma — Ki.

Notizen.

Eine Ausstellung von modernen Medaillen und von Prinzregenten-Medaillen fand im Bayerischen Gewerbemuseum zu Nürnberg statt. Man hatte sich bemüht, ein möglichst vollständiges Bild der modernen Medaillenkunst zu geben, hatte also gute Stücke der führenden französischen Künstler ausgestellt, die Wiener Schule war typisch vertreten, von den deutschen Präge- stätten hauptsächlich Lauer. Eine gute, mit Liebe zu- sammengebraachte Sammlung von Bismarckmedaillen,

wahrscheinlich Herrn Eduard Cromwell gehörig, war vorhanden, den Schwerpunkt aber bildete eine voll- ständige Reihe der auf den Prinzregenten Luitpold ge- prägten Denkmünzen. Die Zahl von 341 ausgetriebenen Stücken zeigt, wie viel heutzutage geprägt wird und welche enorme Mühe des Sammlers harret, der in einer Spezialität auch nur einigermaßen vollständig sein will. Die offiziellen Stücke beginnen mit dem Thaler Lud- wigs I., welcher die königliche Familie zeigt, in dem nicht genehmigten Thaler von Stiglmeier und der ge- nehmigten Prägung von Voigt. Es folgt eine Medaille aus dem Jahre 1860 von A. Stanger und darauf nach Übernahme der Regenschatz die Echar der amtlichen Stiche- und Belohnungsmedaillen. — Für den Nord- deutschen neu sind die Fahnenmedaillen, welche Vete- ranenvereine bei ihrem 50-jährigen Bestehen erhalten, und die Postmedaillen auf alle Vereinigungen, die auf ein mehrhundertjähriges Bestehen zurückblicken kön- nen. — Unter den privaten Prägungen waren neben vieler Fabrikware prächtige Stücke von A. Echarff und von Lauer vertreten; selten und klugen patriotischen Sinn zeigend sind die Auerkennungsmedaillen, welche 70 bayerische Ortsbehörden ihren Veteranen von 1870/71 verliehen haben.

Die Ursachen der Färbung der Insekten besprach die Gräfin M. v. Linden-Bonn auf dem „Internationalen Zoologen-Kongreß“ zu Berlin. Die Entstehung der Far- ben sei von der aufgenommenen Nahrung und vom Stoff- wechsel abhängig. Die Bildungsstätte der Schmetter- lingsfarben ist der Darm der Raupe; die in diesem enthaltene erit weingelbe, dann gelbgrüne Chlorophyll- lösung verwandelt sich vor der Verpuppung in eine rote Flüssigkeit, welche vom Darms resorbiert, durch den Blutstrom aufgenommen und in den Epidermiszellen abgelagert wird. Die Thatsache, daß der rote Farbstoff der Insekten stets da abgelagert wird, wo intensive Atmung stattfindet, legt die Vermutung nahe, daß er für den Stoffwechsel nicht ohne Bedeutung ist. M. H.

Das „Persische Kaiser-Album“ gehört unzweifel- haft zu den kostbarsten Stücken der Miniaturen-Aus- stellung, welche die Wiener Hofbibliothek im Sommer 1901 veranstaltete. Es besteht aus 52 Blättern, die zu bequemer Besichtigung in den Vitrinen des Kuppelraumes ausgestellt waren. Die ersten Blätter enthalten die Dedikation, nach welcher das Prachtwerk „dem Fadi- schah, der Krone der Herrschaft, dem aufsteigenden Licht, der Sonne des Glaubens, Sultan Murad III., dem Sohne Selims I.“ im Jahre 1572 gewidmet, „mit vieler Mühe gesammelt und in Konstantinopel überreicht von Mohammed Deffen Derisizade“. Das Kaiser-Album führt seinen Namen nicht allein seiner prächtigen Aus- stattung halber, sondern ein großer Teil der Blätter ist eigenhändig von Sultanen und Schahs und Prinzen regierender Häuser geschrieben worden. Schon seit den ältesten Zeiten des Islam wurde es als ein Zeichen höchster humanitärer Ausbildung (Adab) betrachtet, wenn ein Khalif, Sultan oder Emir die Feder nicht nur gut, sondern auch schön zu führen verstand und in den Herrscherchroniken wird ein solcher Vorzug stets speziell hervorgehoben. — Der Bezir Jön Wokka, der gegen das Ende des IX. Jahrhunderts hingerichtet wurde, erfindet z. B. eine eigene Kurivischrift, die heute noch üblich ist. — In den prächtigen Blättern des Kaiser-Albums gehört das Vierstück, welches sämtliche in einander verschlungene Buchstaben des persischen Alphabets und im Rahmen herum persische Verse von der Meisterhand des Sultans Ali von Meshed (XV. Jahr- hundert) enthält, ferner die Kalligraphien des Sultans Muhammed Nur (um 1500) und des Schahs Mahmud von Nischapur (Ende des XV. Jahrhunderts). — Jedes der 52 Blätter ist verschieden ornamentiert, bald tritt der Teppich-, bald der Wandfliesenstil in den Vordergrund, wiederholt ist auch der dekorative Buchstil vertreten. Meisterhaft ist die Behandlung der Goldschattierungen, wunderbar fein und zierlich sind die Federzeichnungen; auf allen Blättern erkennt man deutlich das für die orientalische Kunst charakteristische Bestreben, keine Fächer leer zu lassen, alles auszufüllen, entweder als einheit- licher Schmuck der ganzen Fläche oder als Umrahmung eines figuralen Mittelpunktes. — Die Sammlung wurde im Jahre 1884 von dem ehemaligen österreichischen Internuntius zu Konstantinopel, Freiherrn F. v. Otten- fels-Göschwind, der Wiener Hofbibliothek zum Geschenk gemacht.

Neue kosnische Briefmarken sind Ende November ausgegeben worden. Ganz neu eingeführt ist eine Marke von 35 Hellern, außerdem sind die Marken zu 20, 30 und 40 Hellern geändert. Das Markenbild bleibt das bisherige, dagegen ist die Wertbezeichnung bei den neuen Marken in Schwarz gedruckt. Die 35 Heller- Marke ist kornblumenblau, 20 Heller rosarot, 30 Heller hellbraun, 40 Heller orangegelb. Als wichtige Neuheit für Sammlerfreunde ist zu beachten, daß die Eins- und Zweiheller-Briefmarken auch zur Brief frankatur zu- gelassen sind. Phil.

Griechische Papyri in großer Zahl, etwa 1000 Blät- ter, die aus dem Fayum stammen, woher auch die großen Schätze ähnlicher Dokumente in den Berliner Mu- seen gekommen sind, konnten von dem Museum in Alexandria erworben werden. Während aber die Ber- liner Urkunden fast nicht über die antike Zeit hinaufreichen, findet man in Alexandria eine beträcht- liche Anzahl ptolemäischer Papyri. Sehr verbreitet war in Ägypten der Brauch, zur Herstellung von Mu- niemarktophagen wertlos erscheinende Papyrusreste zu benutzen. Diesem Umstande verdanken wir die Erhal- tung Tausender von wichtigen Urkunden. Daneben be- sitzt das alexandrinische Museum auch nicht wenige Blätter literarischen Inhalts, so z. B. verschiedene Bruchstücke aus dem 2., 10. und 11. Buche der Ilias, aus dem Hymnus des Kallimachos auf Delos, aus dem Epos eines bisher nicht bekannten Dichters, aus Neben, einer naturwissenschaftlichen Abhandlung und aus einem Kalender. I. B.

Kinder = Daheim.

1. Salta = Solo.

Den Freunden des Salta-Spiels sind gewiß auch Saltaaufgaben (Salta-Solo) willkommen. Das Brett, das man zu solchen Aufgaben benutzt, ist leicht herzustellen. Es hat die nachstehende Form.

Aufgabe I.



Auf den schwarzen Feldern der drei obersten wagerechten Reihen liegen ungeordnet die sämtlichen 15 Salta-Steine von einer Farbe. Die beiden schwarzen Felder der vierten wagerechten Reihe sind unbelegt. Man soll nun unter Benutzung der beiden freien schwarzen Felder durch allmähliches Verschieben die 15 Steine so ordnen, daß sie die Endstellung einer Salta-Partie haben, daß also in der obersten wagerechten Reihe die fünf Sonnen-Steine liegen, aufsteigend von links nach rechts, ebenso in der zweiten Reihe die fünf Steine mit den Monden, in der dritten die fünf Stern-Steine.

Wir drucken hier zum leichteren Verständnis derartiger Aufgaben eine Lösung der obigen Aufgabe in 56 Zügen ab. Die fünf schwarzen Felder der obersten Reihe bezeichnen wir von links nach rechts mit den Buchstaben von a—e, ebenso in der zweiten Reihe mit den Buchstaben von f—k, in der dritten mit l—p, in der vierten links q, rechts r.

- | | | | |
|--------|--------|--------|--------|
| 1. lr | 15. hn | 29. io | 43. gb |
| 2. gl | 16. ch | 30. di | 44. mg |
| 3. lq | 17. hm | 31. ic | 45. rm |
| 4. mg | 18. ic | 32. ni | 46. ql |
| 5. gl | 19. ch | 33. id | 47. lr |
| 6. bg | 20. oi | 34. hn | 48. gl |
| 7. hb | 21. ic | 35. ni | 49. lq |
| 8. rm | 22. ni | 36. mh | 50. mg |
| 9. lr | 23. io | 37. hn | 51. rm |
| 10. gl | 24. di | 38. gm | 52. gl |
| 11. bg | 25. kd | 39. mh | 53. mg |
| 12. nh | 26. ok | 40. bg | 54. lr |
| 13. hb | 27. in | 41. gm | 55. ql |
| 14. mh | 28. ci | 42. lg | 56. rm |

Aufgabe II.



Man versuche in möglichst wenig Zügen die Steine der zweiten Aufgabe so zu verschieben, daß sie die Endstellung einer Salta-partie einnehmen.

2. Doppelpyramide.

- | | |
|-----------------------------|------------|
| a | b |
| 7 | 7 |
| 7 5 | 7 9 |
| 7 5 2 | 10 7 9 |
| 2 5 3 7 | 10 9 3 7 |
| 1 2 5 7 3 | 10 2 3 7 9 |
| 1 2 5 4 3 2 | 10 7 9 2 3 |
| 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 2 3 | |

Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß der oberste Buchstabe eine Note bezeichnet, und daß die wagerechten Reihen ergeben:

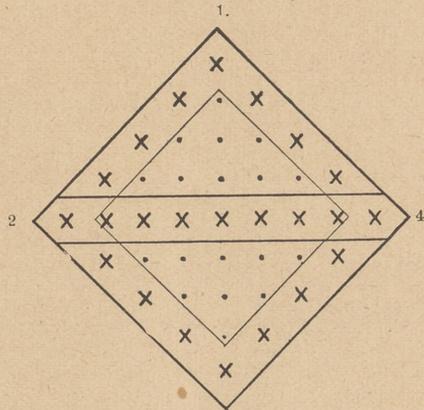
In a: 1. Ein Maß; 2. einen Fluß in Frankreich; 3. einen Vornamen; 4. einen Kurort in Österreich; 5. eine Frucht; 6. eine Insel des Mitteländischen Meeres.

In b: 1. Eine Wiese; 2. eine Temperatur; 3. eine Göttin der Römer; 4. einen Dichter; 5. eine Stadt im Königreich Sachsen; 6. eine Region in Italien.

3. Bilderrätsel.



4. Diamanträtsel.



Die Kreuzchen und die Punkte der Figur sind durch je einen Buchstaben so zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen großen Fluß; 2. eine Stadt in der Mark Brandenburg; 3. einen Staat der nordamerikanischen Union; 4. ein schönes Fest; 5. einen weiblichen Vornamen; 6. einen Vorkünder der Zukunft; 7. einen Hirtentogg.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen die schrägen Reihen:

- 2—1 Eine Pflanze; 2—3 ein Insekt; 4—1 einen Baum; 4—3 einen Lottogewinn.

5. Verstedrätsel.

a	a	c	c	e	e	e	e	e
g	g	h	h	h	n	n	n	e
i	i	i	i	i	i	i	i	i
l	l	l	l	o	o	o	p	p
r	s	s	s	t	t	t	v	z

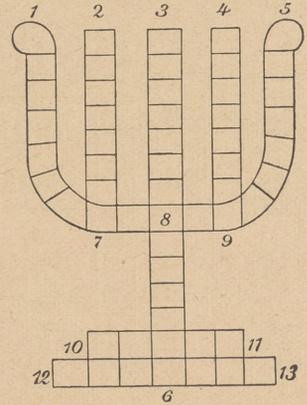
Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. Einen Namen in dem Titel eines Dramas von Goethe; 2. eine preußische Provinz; 3. eine berühmte syrische Stadt; 4. eine große Hafenstadt in England; 5. einen Vogel.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergibt die senkrechte Mittelreihe einen männlichen Vornamen. Die Buchstaben der ersten senkrechten Reihe, aber in anderer Folge, nennen eine Stadt in der preußischen Provinz Posen, die Buchstaben der letzten senkrechten Reihe, anders geordnet, eine Waffe.

56. 6.

6. Geographisches Füllrätsel.



- 6a, 2b, 2c, 2d, 6e, 1f, 3g, 2h, 2i, 1k, 4l, 1m, 4n, 2o, 1p, 7r, 4t, 4u, 1ü, 1v.

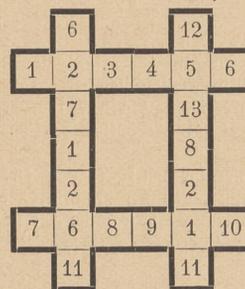
Die obigen Buchstaben sind in die 56 leeren Felder der Figur so einzutragen, daß man sieben bekannte geographische Namen erhält, welche ergeben:

- 1—8 Eine Stadt in Österreich-Ungarn;
- 2—7 eine Stadt im Königreich Sachsen;
- 3—6 eine Stadt in der Mark Brandenburg;
- 4—9 eine Stadt in Südafrika;
- 8—5 eine Stadt in Norddeutschland;
- 10—11 eine Stadt in Italien;
- 12—13 die Hauptstadt eines europäischen Königreichs.

7. Rätsel.

Nicht im Wald, doch in den Buchen
Muß man meine Erben suchen.
Nicht im Park, doch in den Linden
Sind die Nächsten dann zu finden.
Und der Letzte wird im Hain,
Nicht im Feld zu schauen sein.
Will man nach dem Ganzen gehn,
Es mit eignen Augen sehn,
Muß man viele hundert Meilen
Nach dem fernem Osten eilen.

8. Arithmograph.



Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die eine senkrechte Reihe einen Kurort in Schlesien, die andere einen preußischen Regierungsbezirk nennt.

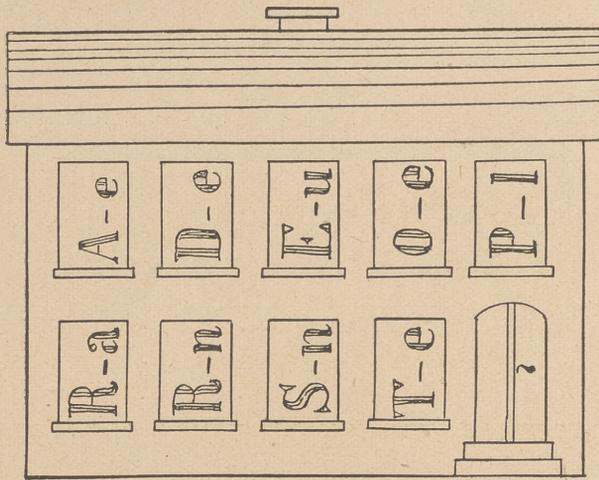
Die eine wagerechte Reihe bezeichnet einen der griechischen Fürsten, die zum Kampf gegen Troja auszogen, die andere eine europäische Insel.

9. Rätsel.

Er reiset um die ganze Erde,
Ist er ein Fürst? Bald teils, bald ganz
Sagt man, daß er zu Zeiten werde
Umstrahlt von seines Hofes Glanz.
Veränderlich wirst Du ihn wähnen,
Er nimmt auch sichtlich ab und zu,
Und bleibt doch gleich; treibt Dich Dein Sehnen
Zu ihm, so stört er Deine Ruh'.
In Ordnung seine Wege zieht er,
Wenn man von seinem Schein auch spricht,
Und regelmäßig zeigt sein Mieter,
Der Mann darin sein Angesicht.
Wir alle grüßen ihn mit Wonne,
Und jubelnd zieht ins Land er ein.
Es blickt nach ihm, versank die Sonne,
Voll Inbrunst Knab' und Mägdelein.
Im Osten sieht man ihn verehren
Als heil'ges Zeichen allenthalb,
Und oftmals hörst Du auf ihn schwören,
Doch zeigt er diesmal sich nur halb!

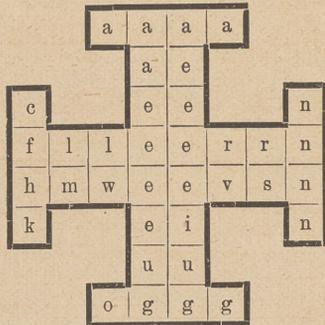
57. 54.

10. Aufgabe.



In einem Dorfe hat ein Haus neun Fenster, an jedem Fenster steht ein Blumentopf, oben sind die in den Töpfen befindlichen Blumen mit ihren Anfangs- und Endbuchstaben angegeben und zwar in alphabetischer Reihenfolge. Werden diese Blumentopfnamen anders geordnet, so jagen die Anfangsbuchstaben wer in dem Hause wohnt, und werden die Worte dann verschoben, so nennt eine andere Reihe Buchstaben einen zweiten Bewohner des Hauses. **20. S. 4.**

11. Kreuzrätsel.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind anders zu ordnen und zwar so, daß die vier wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Ein Reich in Asien;
2. ein Mineral;
3. eine ehemalige französische Provinz;
4. einen weiblichen Vornamen.

Die vier senkrechten Reihen sollen ergeben:

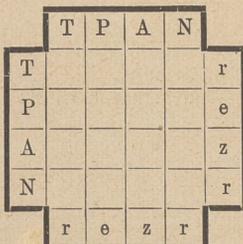
1. Einen alttestamentlichen männlichen Namen;
2. ein europäisches Königreich;
3. eine französische Kolonie;
4. eine Pflanze.

12. Rechenaufgabe.

Es werden zwei Zahlen gesucht, deren Unterschied kleiner als 12 ist. Multipliziert man die erste der beiden Zahlen mit 31, die zweite mit 12 und addiert die beiden Resultate, so erhält man als Summe die Jahreszahl 1901. Welche beiden Zahlen sind gemeint?

13. Füllrätsel.

Die 16 leeren Felder sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Wörter von je sechs Buchstaben ergeben.



14. Runterbunt.

Ein Gesellschaftsspiel.

Alle Teilnehmer des Spiels setzen sich um einen Tisch. Jeder erhält Papier und Bleistift. Es kommt darauf an, sechs Fragen der Reihe nach schriftlich zu beantworten.

1. „Wer hat es gethan?“ Jeder schreibt die Beantwortung dieser Frage als oberste Zeile auf sein Blatt, knifft den beschriebenen Teil des Zettels um und reicht das Papier dem Nachbar zur Linken. Darauf schreibt jeder die Antwort auf die zweite Frage:

2. „Was hat er (resp. sie oder es) gethan?“ Ist die Antwort fertig, so wird der beschriebene Teil des Zettels umgeknifft und das Blatt dem Nachbar zur Linken gereicht.

Niemand darf mit dem Aufschreiben der Antwort zögern. Läßt jemand zu lange auf sich warten, so zählt der Spielordner bis 10 und ist bei 10 die Antwort noch nicht fertig, so gibt der Säumige ein Pfand.

Die dritte Frage lautet: „Wo hat er's gethan?“ Hat man diese Frage beantwortet, so knifft man wieder den Zettel um und reicht ihn dem Nachbar zur Linken. In derselben Weise geht es mit den drei letzten Fragen. Diese lauten:

4. „Wann hat er's gethan?“
 5. „Weshalb hat er's gethan?“
 6. „Welchen Lohn oder welche Strafe hat er dafür empfangen?“
- Sind alle sechs Fragen beantwortet, so werden die Zettel eingesammelt und der Reihe nach vorgelesen. Da jeder Zettel von sechs verschiedenen Teilnehmern des Spiels geschrieben ist, und da niemand weiß, was die anderen geschrieben haben, so enthält jeder Zettel ein buntes Allerlei, das beim Vorlesen viel Veranlassung zum Lachen gibt.

Wir teilen unsern jungen Freunden einige Zettel mit, wie sie entstanden, als das Spiel kürzlich in einer frohen Geburtstagsgesellschaft probiert wurde.

Zettel I.

1. Ein weißes Mäuschen.
2. Er (sie, es) tanzte.
3. Im Bierglas.
4. In den Sommerferien.
5. Weil er (sie, es) eigenfinnig war.
6. Belohnung: eine Lodenpuppe.

Zettel II.

1. König Romulus.
2. Stolpersteine.
3. Auf dem Eiffelturm.
4. In der Neujahrnacht.
5. Weil er schlafen wollte.
6. Strafe: eine Stunde nachsitzen.

Zettel III.

1. Ein grüner Papagei.
2. Wieherte.
3. Im Bücherschrank.
4. In der Frühstückspause.
5. Weil er Schlittschuh laufen wollte.
6. Belohnung: ein Pfannkuchen.

Zettel IV.

1. Wetter Fröh.
2. Er winselte.
3. In der Badeselle.
4. In der Morgendämmerung.
5. Wollte Holz fehlen.
6. Belohnung: eine Puppenstube.

15. Rätsel.

Ich kenne fünf Brüder, die lieben das Wandern. In Tirol trifft man zwei, in Breslau die andern; Und will man nach Ostbulgarien gehn, So kann man die fünf zusammen sehn.

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 10.

4. Bilderrätsel.

„Dorfkirche im Schnee.“

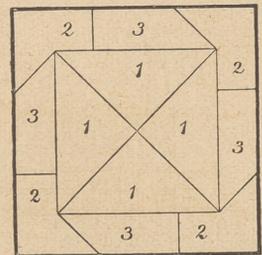
Man lese zuerst in der oberen Zeile die Buchstaben, von denen Eiszapfen herabhängen und ebenso thut man es in der unteren Zeile. Dann erst werden die übrigen Buchstaben in den beiden Zeilen abgelesen. Man erhält dann die Worte:

„Fröhliche Weihnacht!“

5. Rätsel.

Palme — Alm.

6. Zusammenfassenaufgabe.

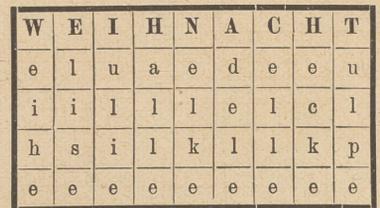


8. Rechenaufgabe. Leonidas.

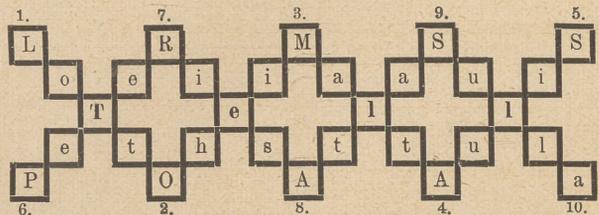
9. Ergänzungsaufgabe.

Rote Äpfel, Apfelsinen, Gelbe Birnen, Mandarinen, Zuckerbohnen, goldne Nüdchen, Bleisoldaten, Silberrädchen. Alles blinkt so hell und frisch Auf dem bunten Weihnachtsstisch. Aus dem Gedicht „Weihnachtsmann“ von Hugo Strassburger.

10. Füllrätsel.



12. Diagonälrätsel.



13. Einsiedler-Aufgabe.

- | | | | | | | | | | |
|------|----|------|----|------|-----|------|----|------|-----|
| I. | 1 | über | 2 | nach | 3, | über | 6 | nach | 11, |
| II. | 13 | " | 20 | " | 27, | " | 26 | " | 25, |
| III. | 33 | " | 32 | " | 31, | " | 28 | " | 23, |
| IV. | 21 | " | 14 | " | 7, | " | 8 | " | 9, |
| V. | 18 | " | 25 | " | 30, | " | 29 | " | 28, |
| | | " | 23 | " | 16, | " | 9 | " | 4, |
| | | " | 5 | " | 6, | " | 11 | " | 18, |
| | | " | 17 | " | 16. | | | | |

14. Homonym. Lampe.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. — Überlegungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Ed. S. Pantenius** und **Hanns von Jodelitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Ed. S. Pantenius** in Berlin. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur an **Daheim-Expedition** (Belhagen & Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Belhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.